



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

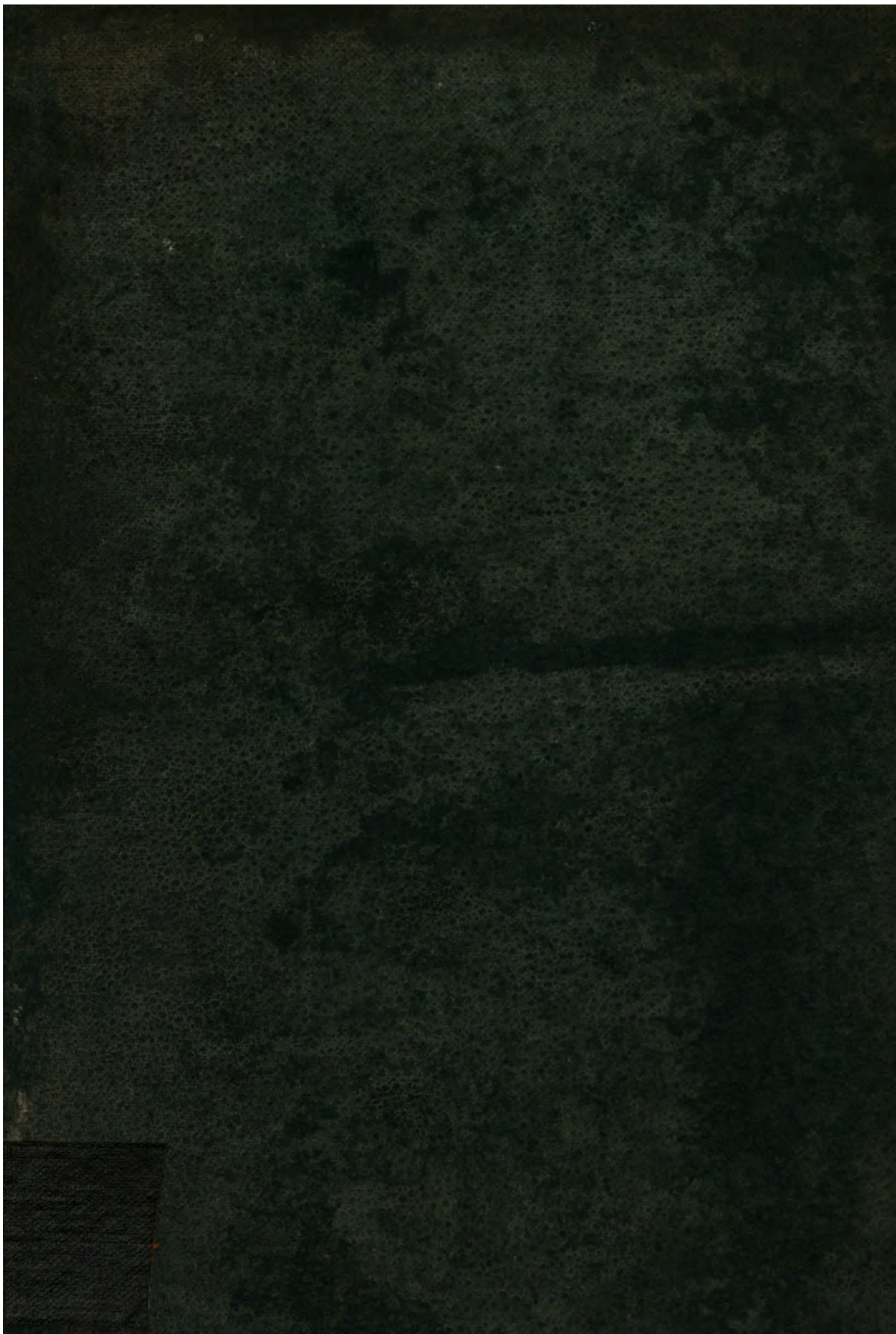
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

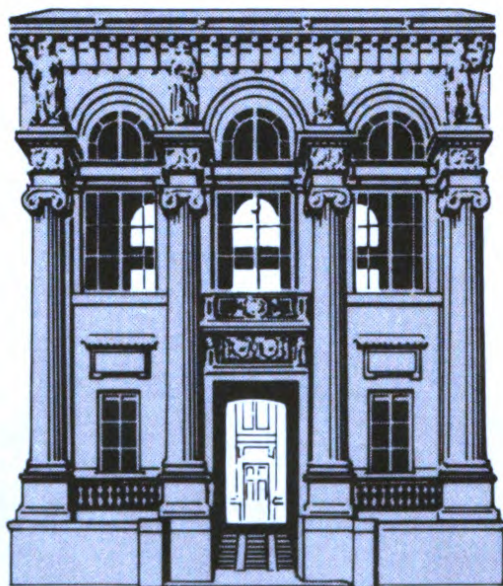
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY



ST. GILES · OXFORD
Vet. PG3423.A6.G2



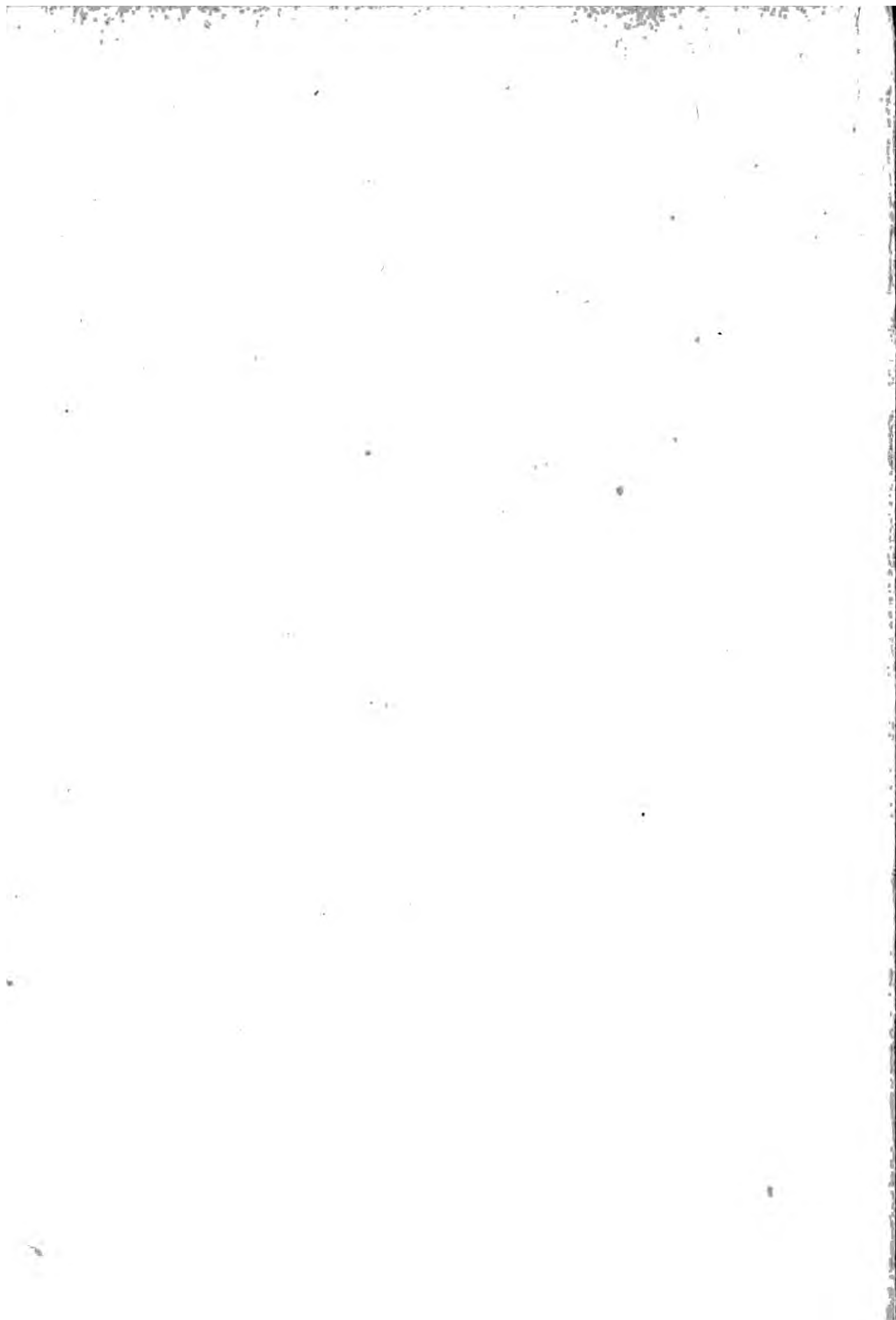


302472421P

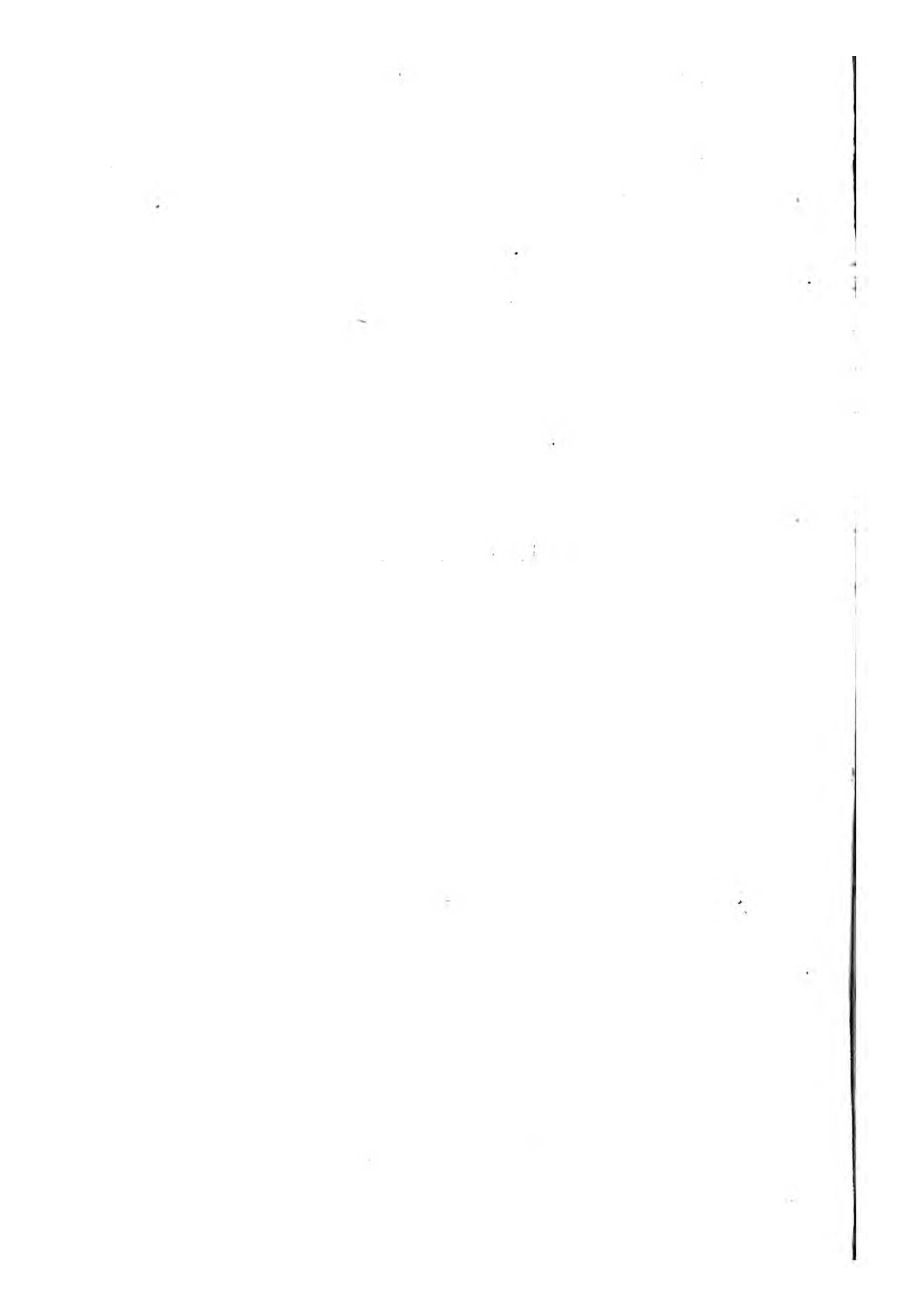
Louisa Langmore

May 1908





Das Gasthaus.



Das Gasthaus.

Genug.



Von

Iwan Turgénjew.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. M. Hauff.




Berlin.

Verlag von Otto Sanke.



752110
m m m

 In der großen Straße nach B., in fast gleicher Entfernung von zwei Kreisstädten, durch welche sie führt, stand noch vor kurzer Zeit ein geräumiges Gasthaus. Dasselbe war den Kutschern, Lastfuhrleuten und kleinen Handelsleuten, überhaupt all den zahlreichen und verschiedenartigen Reisenden wohl bekannt, welche zu jener Jahreszeit unsere Landstraßen beleben. Allekehrten in diesem Hof ein, nur etwa die Kutsche eines Gutsbesizers fuhr mit ihrem Sechsgespann feierlich vorüber, was aber weder den Kutscher, noch den Lakai abhielt, mit besonders gefühlvoller Aufmerksamkeit nach dem ihnen wohlbekannten Dach hinüberzublicken. Es kam auch wohl vor, daß irgend ein armer Teufel mit einem schmutzigen Wagen und wenigen kleinen Münzen in der Tasche den reichen Hof vermied und sein ver-

hungertes Pferd antrieb, um in einer armseligen Bauernschenke ein Nachtlager zu suchen, in welcher man außer Brot und Heu nichts fand, aber auch der Versuchung zu unnötigen Ausgaben entging.

Außer ihrer vorteilhaften Lage hatte die Herberge, von welcher wir zuerst sprachen, viele Vorzüge, — vortreffliches Wasser in zwei tiefen Brunnen mit knarrenden Rädern und eisernen Schöpfgefäßen an Ketten, — einen geräumigen Hof mit einer langen Reihe von Schuttdächern auf dicken Säulen, — Hafer im Überfluß, — eine warme Wirtsstube mit einem mächtigen, russischen Ofen und endlich zwei ziemlich reine Zimmerchen mit roten, unten etwas zerrissenen Tapeten, einem hölzernen, gestrichenen Divan, ebensolchen Stühlen und zwei Blumentöpfen mit Geranien am Fenster, welche aber niemals gereinigt wurden und von vieljährigem Staub bedeckt waren.

Noch andere Bequemlichkeiten bot diese Herberge, — die Schmiede war in der Nähe, auch eine Mühle befand sich dabei, — endlich konnte man daselbst auch gut speisen Dank der dicken, rotwangigen, alten Köchin, welche die Speisen schmachtig zubereitete

und mit den Zuthaten nicht geizte, — die nächste Branntweinschenke war nur eine halbe Werst entfernt, — der Wirt hielt einen vortrefflichen Schnupftabak, welcher zwar etwas mit Salz gemischt, aber außerordentlich scharf und angenehm in der Nase biß, — mit einem Wort, es waren viele Gründe vorhanden, weshalb diese Herberge von Gästen jeder Art nie leer wurde. Sie war beliebt bei den Reisenden, das ist die Hauptsache, denn ohne dies kommt keine Sache in Gang. Aber sie war umsomehr beliebt, wie man in der Nachbarschaft sagte, weil der Wirt selbst sehr glücklich und in seinen Unternehmungen erfolgreich war, obgleich er sein Glück wenig verdiente. Denn so ist's einmal, wer das Glück hat, führt die Braut heim.

Der Wirt war ein Kleinbürger, Namens Raum Swanow. Er war von mittlerem Wuchs, dick und breitschulterig, hatte einen großen, runden Kopf, mit dichten, schon grauen Haaren, obgleich er noch nicht älter, als vierzig Jahre ausah. Sein Gesicht war voll und frisch, unter der niedrigen, weißen Stirn blickten kleine, helle, blaue Augen

sehr seltsam hervor, schüchtern von unten auf und zugleich frech, wie man es ziemlich selten findet.

Er konnte den Kopf nur mit Mühe umwenden, vielleicht deshalb, weil sein Hals sehr kurz war. Er ging rasch und schlenkerte beim Gehen mit den Armen. Wenn er lächelte, — und er lächelte oft, aber lautlos, nur für sich —, so bewegten sich seine dicken Lippen unangenehm und zeigten eine Reihe gesunder, glänzender Zähne. Er sprach abgebrochen und mit einem dumpfen Klang in der Stimme, den Bart hatte er abrasiert, aber er ging nicht in städtischer Kleidung. Sein Anzug bestand aus einem sehr langen, abgetragenen Kaftan, weiten Beinkleidern und Schuhen an den bloßen Füßen. Er war häufig in Geschäften von Hause abwesend, denn er handelte mit Pferden, pachtete Land, hielt Gemüsegärten, kaufte den Ertrag der Obstgärten und unternahm Handelsgeschäfte aller Art. Aber seine Abwesenheit dauerte nie lange. Wie ein Geier, mit welchem ihm der Ausdruck seiner Augen große Ähnlichkeit verlieh, eilte er in sein Nest zurück. Er verstand es, dieses Nest in Ordnung zu halten, war

überall, hörte alles, befohl, gab Vorräte heraus und führte selbst die Rechnung darüber. Niemand erließ er einen Kopfen, nahm aber auch nicht zu viel.

Die Gäste redeten nicht mit ihm und er selbst liebte nicht, Worte zu verschwenden. „Ich habe Euer Geld nötig und Ihr meine Herberge,“ sagte er, als ob er sich jedes Wort entreißen müßte, „wir haben nicht Kinder miteinander zu taufen, hat der Gast gespeist und sich erholt, so soll er nicht unnötig auf der faulen Haut liegen, und bist Du müde, so schlafe und schwaze nicht.“

Er wählte sich kräftige, gesunde, aber gehorsame Arbeiter, und diese fürchteten ihn sehr.

Niemals trank er geistige Getränke, seinen Leuten gab er an großen Feiertagen zehn Kopfen zu Schnaps, an anderen Tagen jedoch wagten sie nicht zu trinken. Leute von der Art wie Naum werden schnell reich . . . Aber zu der glänzenden Lage, in der er sich befand, — man schätzte ihn auf vierzig oder fünfzig Tausend, — war Naum Swanow nicht auf geradem Wege gelangt . . .

Schon zwanzig Jahre vor der Zeit, in welcher

unsere Erzählung beginnt, stand an diesem Punkte der großen Landstraße eine Herberge. Dieselbe hatte allerdings nicht jenes dunkelrote Bretterdach, welches dem Hause Raums das Ansehen eines adligen Gutshofs verlieh, ihre ganze Bauart war armseliger und die Schutzbücher im Hof waren mit Stroh gedeckt. Die Wände bestanden nicht aus Balken, sondern aus Flechtwerk. Sie war auch nicht mit einem dreieckigen, griechischen Giebel auf gedrehten Säulen geschmückt, aber immerhin war es eine Herberge, welche die Reisenden gern besuchten. Der Wirt war zu jener Zeit nicht Raum Swanow, sondern ein gewisser Akim Semjonow, ein Bauer von einem benachbarten Gut, welches der Stabsoffiziersfrau Elisabeth Prochorowna Kunze gehörte.

Dieser Akim war ein unternehmender und handeltreibender Bauer, welcher schon in jungen Jahren mit zwei armseligen Pferdchen als Fuhrmann davon ging und nach einem Jahre mit drei hübschen Pferden zurückkehrte, dann aber von dieser Zeit an fast sein ganzes Leben auf der großen Landstraße verbrachte. Nach Kasan und Odessa, nach Drenburg

und Warschau fuhr er, sogar ins Ausland nach Lipezk, womit er Leipzig meinte. Zuletzt fuhr er mit zwei großen Wagen mit großen, starken Dreigespannen. Vielleicht wurde er endlich seines obdachlosen, ruhelosen Lebens überdrüssig und verlangte nach Familienleben, — denn auf einer seiner Reisen war seine Frau gestorben und späterhin auch seine Kinder —, er beschloß endlich sein früheres Gewerbe aufzugeben und einen Krug zu übernehmen. Mit Erlaubnis seiner Herrin ließ er sich an der Landstraße nieder, kaufte auf ihren Namen eine halbe Dessjatine Land und baute auf derselben einen Krug. Die Sache ging gut, er hatte mehr Geld, als zur Führung nötig war, die Erfahrung, die er während seiner vieljährigen Fahrten in allen Teilen Rußlands erworben hatte, war ihm von großem Nutzen. Er wußte, was den Reisenden angenehm war, besonders Fuhrleuten seiner Art, unter welchen er viele Bekannte hatte, die die Wirthe besonders schätzten, denn diese Leute verbrauchen viel für sich und ihre mächtigen Pferde. Akims Herberge wurde bald auf hundert Werst im Umkreis bekannt, mankehrte sogar

lieber bei ihm ein, als bei seinem Nachfolger Naum, obgleich Akim sich mit diesem in Bezug auf Wirtschaftserfahrung lange nicht messen konnte. Bei Akim war alles mehr nach alter Art, warm und bequem, aber nicht sehr rein, und der Hafer war bei ihm zuweilen leicht oder angefeuchtet, das Essen war von zweifelhafter Güte, die Speisen, welche auf den Tisch kamen, waren oft der Art, daß man sie lieber im Ofen hätte lassen sollen. Die Ursache war nicht etwa Geiz des Wirtes, sondern es fehlte die Frau, welche nach allem sieht. Dafür aber ließ er sich zuweilen auch am Preis etwas abdingen und gab auch Kredit, mit einem Wort, er war ein gutmütiger Mensch und ein freundlicher Wirt.

Er war auch redselig und brachte manches Stündchen beim Samowar mit Schwagen zu, besonders wenn er von Petersburg, oder von der kaukasischen Steppe, oder vom Küstengebiet erzählte. Nun, und natürlich war er auch nicht abgeneigt, mit einem guten Menschen ein Gläschen zu trinken, aber nur nicht bis zur Sinnlosigkeit, mehr um Gesellschaft zu leisten. So sprachen die Gäste über ihn.

Besonders wohlgeneigt waren ihm Kaufleute und überhaupt alle Leute alter Art, solche, welche in kein Zimmer eintreten, ohne sich zuvor zu bekreuzigen und welche mit jedem Menschen zu sprechen beginnen, ohne sich zuvor mit ihm umständlich begrüßt zu haben. Schon das Äußere Afims sprach zu seinen Gunsten. Er war hochgewachsen, etwas hager, aber sehr schlank, sogar in späterem Alter, und hatte ein langes, wohlgebildetes, regelmäßiges Gesicht, eine hohe und offene Stirne, eine gerade, feine Nase und dünne Lippen. Der Blick seiner schwarzen Augen hatte eine angenehme Milde, weiche, lockige Haare reichten bis zum Hals und standen auf dem Scheitel dicht. Der Klang seiner Stimme war sehr angenehm, obgleich schwach. In der Jugend hatte er vorzüglich gesungen, während seiner langen Reisen im Winter hatte jedoch seine Brust gelitten. Er sprach sehr fließend und angenehm und wenn er lachte, so zeigten sich bei seinen Augen strahlenförmige Falten, welche ihm sehr gut standen, — nur bei guten Menschen kann man solche Falten bemerken. Seine Bewegungen waren meistens langsam und nicht ohne ein gewisses

Selbstvertrauen und Würde, wie die eines Menschen, der viel von der Welt gesehen hat.

Alles wäre gut gewesen, wenn Akim nicht eine Schwachheit gehabt hätte, welche schon viele Leute auf dem Lande zu Schaden gebracht und schließlich auch Akim zu Grunde richtete, — eine Schwäche für das weibliche Geschlecht. Akim war äußerst verliebter Natur, sein Herz konnte keinem weiblichen Blick widerstehen, er schmolz vor ihm, wie der erste Schnee im Herbst vor der Sonne, und er hatte für seine übertriebene Empfindsamkeit schon ziemlich büßen müssen.

Im Laufe des ersten Jahres, nachdem er sich an der großen Landstraße niedergelassen hatte, war Akim sehr in Anspruch genommen von dem Bau der Herberge, von der Einrichtung der Wirtschaft und Sorgen aller Art, welche von jeder neuen Gründung unzertrennlich sind, sodaß er nicht Zeit fand, an das weibliche Geschlecht zu denken. Und wenn ihm auch einmal ein sündhafter Gedanke kam, so verjagte er ihn sogleich, indem er verschiedene geistliche Bücher las, die er sehr verehrte, (schon auf der ersten Reise

hatte er lesen gelernt) oder, indem er halblaut Psalmen sang, oder durch irgend eine andere gottesfürchtige Übung.

Überdies war er schon sechsundvierzig Jahre alt, und in diesem Alter beruhigen sich merklich alle Leidenschaften und die Zeit zum Heiraten ist vorüber. Msim begann selbst zu glauben, daß von ihm diese Wonne, wie er sich ausdrückte, sich abgewendet habe . . . Aber bekanntlich kann niemand seinem Schicksal entgehen.

Die frühere Gutsherrin Msimows, Elisabeth Prochorowna Kunze, die Witwe eines Stabsoffiziers von deutscher Abstammung, war in Mitau geboren, wo sie die ersten Jahre ihrer Jugend verbrachte. Dort hatte sie eine zahlreiche, arme Familie hinterlassen, um die sie sich jedoch wenig kümmerte, besonders seit der Zeit, als einer ihrer Brüder, ein Infanterieoffizier, einmal unerwartet zu ihr kam und schon am zweiten Tage lärmte und seine Schwester beinahe schlug und schimpfte, obgleich er sie am Tage zuvor Schwesterchen und Wohlthäterin genannt hatte.

Sie lebte fast ununterbrochen auf ihrem schönen

Gut, welches ihr Mann, ein Architekt, erworben und verbessert hatte und das sie selbst nicht schlecht verwaltete. Sie vernachlässigte nicht die geringste Einnahmequelle und wußte aus allem Nutzen zu ziehen. Darin zeigte sich ihre deutsche Abstammung, in allem übrigen aber war sie ganz verrückt. Sie hielt eine Menge Hofleute, besonders Mädchen, welche aber ihr Brot nicht umsonst aßen. Vom Morgen bis zum Abend waren sie ununterbrochen beschäftigt. Sie liebte, in der Kutsche auszufahren mit einem Diener in Livree auf dem Trittbrett, Klatschgeschichten waren ihr sehr willkommen und sie verstand selbst, vortrefflich zu klatschen. Sie liebte es, einen Menschen mit Gunstbezeugungen zu überhäufen und ihn plötzlich durch ihre Ungnade zu erschrecken, mit einem Wort, sie benahm sich ganz wie eine Gutsherrin. Akim wurde von ihr begünstigt, — er zahlte eine bedeutende Abgabe regelmäßig, — sie sprach mit ihm freundlich und lud ihn sogar im Scherz zu sich zu Gast . . . Aber gerade im Herrenhause lauerte auf Akim das Verderben.

Unter den Dienstmädchen der Herrin befand sich

auch eine Waise von etwa zwanzig Jahren, Namens Dunjascha. Sie war hübsch, schlank und gewandt, ihre Züge waren, wenn auch unregelmäßig, doch einnehmend, ihre frische Hautfarbe, ihre dichten, blonden Locken, ihre lebhaften, grauen Augen, das kleine runde Näschen, die roten Lippen und besonders ein sorgloser, halb spöttischer, halb herausfordernder Gesichtsausdruck, — alles das war in seiner Art sehr hübsch. Dabei war ihr Benehmen, obgleich sie eine Waise war, ziemlich streng, fast hochmütig. Sie stammte aus der Aristokratie der Hofleute, ihr verstorbener Vater Alexi war etwa dreißig Jahre lang Aufseher gewesen und ihr Großvater Stepan hatte bei einem längst verstorbenen Herrn, einem Fürsten, als Kammerdiener gedient. Sie kleidete sich reinlich und kokettierte mit ihren Händchen, welche wirklich außerordentlich hübsch waren. Dunjascha behandelte alle ihre Verehrer mit großer Nachlässigkeit, ihre Liebenswürdigkeiten hörte sie mit selbstgefälligem Lächeln an, antwortete aber meist nur kurz und einsilbig: „ja,“ oder „sieh doch!“ „warum nicht gar!“

Diese Ausrufe kamen ihr nur sparsam von der

Zunge. Dunjascha hatte drei Jahre in Moskau zugebracht, wo sie diese besondere Art von Ziererei und Hochmut angenommen hatte, durch welche sich die Kammermädchen auszeichnen, welche in der Residenz gewesen sind. Man sagte, sie sei ein Mädchen mit Eigenliebe, — ein großes Lob bei den Hofleuten, — welches etwas auf sich halte. Sie lebte auch nicht schlecht, aber die Herrin war ihr nicht sehr gewogen in Folge der Einflüsterungen der Haushälterin Kirillowna, einer nicht mehr jungen, listigen Frauensperson. Kirillowna besaß großen Einfluß auf die Herrin und verstand es sehr geschickt, eine mögliche Rivalin zu überholen.

In diese Dunjascha mußte sich nun Akim verlieben! Und so sehr, wie er sich niemals früher verliebt hatte. Anfangs sah er sie in der Kirche, sie war eben aus Moskau zurückgekehrt, . . . dann begegnete er ihr einigemal im Herrenhause, endlich brachte er ganze Abende mit ihr beim Verwalter zu, wohin man ihn mit anderen angesehenen Leuten zum Thee eingeladen hatte. Die Hofleute schätzten ihn nicht gering, obgleich er nicht zu ihrem Stand

gehörte und einen Bart trug. Er war ein gebildeter, belehener Mensch, und was die Hauptsache ist, er besaß Wohlstand. Außerdem kleidete er sich auch nicht wie ein Bauer, trug einen langen Kasan aus schwarzem Tuch, Stiefel, und ein Tuch um den Hals.

An jenem Abend bei dem Verwalter nahm Dunjascha Akims verliebtes Herz ganz ein, obgleich sie nicht ein Wort auf alle seine schwachtenden Reden erwiderte und nur selten ihn von der Seite ansah, als ob sie sich wundere, warum dieser Bauer da sei. Alles das fachte nur Akims Blut noch mehr an. Er ging nach Hause, dachte lange nach und beschloß, sich um ihre Hand zu bewerben. Aber unbeschreiblich war der Zorn und Widerwillen Dunjaschas, als nach etwa fünf Tagen Kirillowna sie freundlich zu sich ins Zimmer rief und ihr mittheilte, daß Akim, (welcher augenscheinlich die Sache richtig anzugreifen verstand) dieser härtige Bauer Akim, neben welchem zu sitzen ihren Stolz beleidigte, um sie gefreit habe.

Anfangs fuhr Dunjascha auf, dann lachte sie gezwungen, dann weinte sie, aber Kirillowna führte den Angriff so kunstvoll durch, wußte ihr so klar

ihre Stellung im Hause fühlbar zu machen und stellte ihr die guten Seiten, den Reichtum und die blinde Ergebenheit Akims so geschickt dar, und endlich erwähnte sie so bedeutsam den Wunsch der Herrin, daß Dunjascha das Zimmer schon nachdenklich verließ, und als sie Akim begegnete, ihm nur durchbringend in die Augen sah, ohne sich abzuwenden.

Die reichen Geschenke dieses verliebten Menschen zerstreuten ihre letzten Bedenken. Die Herrin, welcher Akim in seiner Freude hundert Pfirsiche in einer großen, silbernen Schüssel brachte, gab die Einwilligung zu seiner Heirat mit Dunjascha und die Hochzeit wurde festgesetzt. Akim geizte nicht — und die Braut, welche beim Polterabend ganz betäubt da gesessen hatte und noch am Hochzeitsmorgen immer weinte, während Kirillowna sie mit der Krone schmückte, tröstete sich bald. Die Herrin ließ sie in der Kirche ihren Shawl umlegen, — Akim aber schenkte ihr an demselben Tage einen eben solchen, fast noch besseren Shawl.

Und somit war Akim verheiratet und führte seine junge Frau in seinen Krug . . . Ihr Ehestand

begann, Dunjascha erwies sich als schlechte Wirtin und bot ihrem Mann wenig Stütze. Sie konnte sich nicht zurecht finden, grämte sich und langweilte sich. Zuweilen machte ihr ein durchreisender Offizier den Hof, während sie bei dem mächtigen Samowar saß. Häufig machte sie Ausgänge, bald in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bald in das Herrenhaus, welches nur vier Werst vom Krug entfernt war. Hier atmete sie wieder auf, hier fand sie sich in ihrer gewohnten Umgebung. Die Mädchen beneideten sie um ihre Kleider, Kirillowna bewirtete sie mit Thee, selbst die Herrin unterhielt sich mit ihr . . .

Aber auch diese Besuche gingen nicht ohne bittere Empfindung für Dunjascha ab. Es kam ihr zum Beispiel nicht zu als Krugwirtin einen Hut zu tragen und sie war genötigt, ein Tuch um den Kopf zu binden, wie eine Kaufmannsfrau, sagte ihr die listige Kirillowna, — „wie eine Kleinbürgersfrau,“ dachte Dunjascha bei sich. Mehr als einmal erinnerte sich Akim der Worte seines einzigen Verwandten, eines alten Onkels. Dieser war ein landloser Bauer ohne Familie.

„Nun, Akimuscha,“ sagte er, als er ihm auf der Straße begegnete, „ich hörte, Du wirst heiraten?“

„Nun, ja, was dann?“

„Ach Akim Akimitsch, Du gehörst nicht mehr zu uns Bauern, Du bist jetzt nicht mehr unser Bruder! Was ist da zu sagen, — Du bist nicht mehr unsersgleichen und sie ist nicht Deinesgleichen.“

„Wieso ist sie nicht meinesgleichen?“

„Das will ich dir sagen,“ erwiderte jener und deutete auf Akims Bart, welchen er auf Verlangen seiner jungen Frau beschnitten hatte, — ihn ganz abzurasiren hatte er sich geweigert . . . Akim wurde verlegen, aber der Alte wandte sich ab, nahm die Flügel seines auf den Schultern zerissenen Rockes zusammen und ging kopfschüttelnd davon.

Ja, mehr als einmal versank Akim in Nachdenken und seufzte. Aber die Liebe zu seiner hübschen Frau verminderte sich nicht, er war stolz auf sie, — besonders wenn er sie mit anderen verglich, nicht etwa mit seiner früheren Frau, an welche er sechzehn Jahre lang verheiratet gewesen war, sondern mit anderen Mädchen des Hofgesindes. „Seht, was ich für ein

Vögelchen gefangen habe!“ dachte er. Die geringste Freundlichkeit von ihr machte ihm großes Vergnügen . . . „Es wird schon gehen,“ dachte er, „sie wird sich gewöhnen und einleben.“ Ihre Aufführung war sehr gut und niemand konnte ihr ein böses Wort nachsagen.

So vergingen einige Jahre. Dunjascha hatte sich wirklich schließlich an ihr Eheleben gewöhnt. Je mehr Afim alterte, desto abhängiger wurde er von ihr und desto mehr vertraute er ihr an. Manche ihrer Freundinnen, welche keine Bauern, sondern andere Männer geheiratet hatten, litten große Not, einige lebten in schrecklicher Armut, andere waren in schlechte Hände gefallen . . .

Afim aber wurde immer reicher, alles gelang ihm, — das Glück überschüttete ihn. Er hatte nur einen Kummer, Gott gab ihm keine Kinder. Dunjascha war schon fünfundsanzig Jahre alt geworden und man nannte sie schon ehrerbietig nach herrschaftlicher Manier Awdotja Kresjewa. Eine wirkliche Wirtin war sie zwar nicht geworden, aber sie liebte

ihr Haus, sorgte für die Vorräte und beaufsichtigte die Dienstleute . . . Allerdings that sie das alles nur lässig und achtete nicht mit der nötigen Strenge auf Reinlichkeit und Ordnung, dafür aber hing in der Wirtsstube neben Akims Portrait das ihrige in Ölfarbe, das sie selbst bei einem Maler, der sich selbst ausgebildet hatte, dem Sohne eines Geistlichen, bestellt hatte.

Sie war im weißen Kleide dargestellt mit einem gelben Shawl, einem großen Perlenhalsband um den Hals und langen Ohrgehängen im Ohr, und mit Ringen an jedem Finger. — Man konnte sie erkennen, — obgleich der Maler sie etwas zu fett und rot gemalt und anstatt grauer Augen ihr schwarze und sogar etwas schiefe Augen verliehen hatte . . .

Akim war ihm ganz mißlungen, das Bild war etwas dunkel ausgefallen, — à la Rembrandt. —

Ambotja wurde ziemlich nachlässig in ihrer Kleidung, sie warf ein großes Tuch um die Schultern und darunter saß das Kleid gut oder schlecht. Sie gab sich der Trägheit hin, jener seufzenden, träumerischen Lässigkeit, zu welcher der Russe sehr geneigt ist,

besonders wenn er sich in gesicherten, sorglosen Umständen befindet.

Indessen gingen die Geschäfte Akims und seiner Frau vortrefflich, — sie lebten gut und galten für musterhafte Eheleute. — Aber wie ein Eichhörnchen, das gemütlich sich die Nase putzt in demselben Augenblick, wo der Jäger auf dieses zielt, so fühlt auch der Mensch sein Unglück nicht voraus und plötzlich bricht er ein, wie auf dem Eise.

An einem Herbstabend kehrte bei Akim ein Kaufmann ein mit sehr schönen Waren, welcher mit zwei beladenen Wagen auf verschiedenen Nebenwegen von Moskau nach Charkow zog. Das war einer jener Handelsleute, welche die Gutsbesitzer und besonders die Frauen und Töchter derselben zuweilen mit so großer Ungeduld erwarten. Dieser Händler, ein schon bejahrter Mann, hatte zwei Gefährten, oder richtiger gesagt, zwei Diener bei sich. — Der eine war ein bleicher, hagerer und etwas vermachsener Mensch, der andere ein ansehnlicher, hübscher junger Bursche von etwa zwanzig Jahren. Sie bestellten Abendessen und Thee, der Händler forderte die Wirtsleute auf, ein

Täßchen mit ihm zu trinken, was nicht ausgeschlagen wurde. Die beiden Alten (Alim war nahe an sechs- undfünfzig Jahre) kamen bald ins Gespräch. Der Händler fragte nach den Gutshöfen der Nachbarschaft, und niemand konnte ihm bessere Auskunft darüber geben, als Alim. Der verwachsene Arbeiter ging beständig ab und zu, sah nach den Wagen und legte sich endlich schlafen. Mit dem andern kam Amdotja ins Gespräch.

Sie saß neben ihm, sprach wenig und hörte mehr auf das, was er ihr erzählte. Aber augenscheinlich gefielen ihr seine Reden, ihr Gesicht belebte sich, ihre Wangen röteten sich und sie lachte ziemlich oft und herzlich. Der junge Bursche saß fast ohne sich zu rühren da, neigte seinen Lockenkopf auf den Tisch herab und sprach leise und langsam. Dafür aber machten seine kleinen, aber dreisten, hellen blauen Augen auf Amdotja Eindruck. Anfangs vermied sie sie, dann aber blickte sie ihm selbst ins Gesicht.

Das Gesicht des jungen Burschen war frisch und glatt, wie ein Apfel aus der Krim. Oft lächelte er und strich mit seinen weißen Fingern sein Kinn,

das schon mit dünnem, dunklen Flaum bewachsen war. Er drückte sich nach Art der Handelsleute aus, aber sehr frei und mit einem gewissen, nachlässigen Selbstvertrauen — und immer sah er sie mit diesen durchdringenden, frechen Blick an. . . . Plötzlich rückte er ihr etwas näher und ohne seine Miene zu verändern, sagte er: „Amdotja Arefjemna, es giebt nichts Schöneres, als Sie auf der Welt! Ich glaube, ich wäre bereit, für Sie zu sterben!“

Amdotja lachte laut auf.

„Was hast Du?“ fragte sie Akim.

„Nun ja, er erzählt solche lächerliche Geschichten!“ sagte sie ohne besondere Verlegenheit.

Der alte Händler schmunzelte.

„He — he — he, mein Raum da ist solch ein Spaßvogel! Aber hören Sie nicht auf ihn.“

„Warum nicht gar — wie werde ich auf ihn hören!“ erwiderte sie, den Kopf wiegend.

„He — he — he! Natürlich!“ bemerkte der Alte. „Nun aber,“ fügte er in singendem Tone hinzu, „müssen wir uns verabschieden. Es war sehr

angenehm, aber es ist Zeit, sich auf die Seite zu legen.“ Und er stand auf.

„Es war auch uns sehr angenehm,“ murmelte Afim und erhob sich gleichfalls. „Wir wünschen gute Nacht! Awdotja, stehe auf!“

Awdotja erhob sich zögernd, nach ihr stand auch Naum auf und alle trennten sich.

Die Wirtleute gingen in eine besondere Kammer, welche ihnen als Schlafzimmer diente, Afim schnarchte sogleich, Awdotja aber konnte lange nicht einschlafen.

. . . Zuerst lag sie ruhig, das Gesicht zur Wand gekehrt, dann begann sie sich auf dem heißen Kissen zu wälzen. Bald warf sie die Decke weg, bald zog sie sie zurück, dann verfiel sie in einen leisen Schlummer. Plötzlich hörte man auf dem Hofe eine laute Männerstimme — sie sang ein gedehntes, weinerliches Lied, dessen Worte nicht zu verstehen waren. Awdotja öffnete die Augen, stützte sich auf den Ellenbogen und hörte zu . . . Der Gesang dauerte fort. . . .

Afim erhob den Kopf.

„Wer singt da?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie.

„Er singt hübsch,“ fügte er nach einer Weile hinzu. „Was für eine starke Stimme! Zu meiner Zeit habe ich auch gesungen,“ fuhr er fort, „und gut gesungen, jetzt aber habe ich die Stimme verloren. Aber dies ist hübsch! Wahrscheinlich singt dieser junge Bursche da, Naum heißt er, glaube ich.“ Und er wandte sich nach der anderen Seite, seufzte und schlief wieder ein.

Der Gesang verstummte noch lange nicht. Awdotja hörte immer zu. Endlich war er plötzlich wie abgebrochen, noch einmal ertönte die Stimme laut und verstummte langsam . . .

Eine halbe Stunde verging . . . sie erhob sich und verließ leise das Bett.

„Wohin gehst Du?“ fragte sie Akim halb schlafend. Sie hielt an.

„Ich muß die Lampe vor dem Heiligenbild zurechtmachen,“ sagte sie.

„Und dann bete auch!“ murmelte Akim einschlafend.

Awdotja ging zur Lampe, begann sie zurecht-

zumachen und löschte sie unversehends aus. Dann wandte sie sich um und legte sich nieder, alles wurde still.

Am anderen Morgen in aller Frühe machte sich der Krämer mit seinen Leuten auf den Weg. Awdotja schlief noch. Kim begleitete sie eine halbe Werst weit, da er etwas in der Mühle zu besorgen hatte. Als er nach Hause zurückkehrte, traf er seine Frau schon angekleidet und nicht allein, der junge Bursche, Naum, war bei ihr. Sie standen am Tische beim Fenster und sprachen. Als Awdotja ihren Mann erblickte, verließ sie schweigend das Zimmer. Naum sagte, er sei wegen der Fausthandschuhe seines Herrn zurückgekommen, welche dieser auf der Bank vergessen habe. Dann ging er auch.

Wir werden jetzt dem Leser sagen, was er wahrscheinlich bereits erraten, — Awdotja liebte Naum leidenschaftlich. Wie das so schnell geschehen konnte, ist schwer zu erklären, um so schwerer, als sie sich bisher tabellos benommen hatte, ungeachtet zahlreicher Gelegenheiten und Versuchungen, die eheliche Treue zu verletzen. Späterhin, als ihre Anhänglichkeit an

Naum öffentlich bekannt wurde, erzählten viele in der Umgegend, er habe ihr in der Theetasse ein Zauberkraut gegeben, (denn in Rußland glaubt man noch fest an solche Mittel) und das habe man sehr leicht an Awdotja bemerken können, welche bald darauf anfing, abzumagern und sich zu grämen.

Wie das nun sein mag, aber Naum sah man jetzt ziemlich oft in Akims Krug. Anfangs fuhr er wieder mit demselben Handelsmann vorüber, aber nach drei Monaten erschien er allein mit eigenem Wagen. Darauf erhob sich das Gerücht, er habe sich in einem der nächsten Kreisstädtchen niedergelassen, und seit dieser Zeit verging keine Woche, ohne daß er auf der Landstraße mit seinem starken, bunt bemalten Wagen, mit zwei runden Pferden bespannt, erschienen wäre, welche er selbst lenkte.

Zwischen Akim und ihm bestand keine besondere Freundschaft, aber es war auch keine Feindschaft zwischen ihnen zu bemerken. Akim achtete wenig auf ihn. Er kannte ihn nur als einen unternehmenden Burschen, welcher dreist seinen Weg ging. In Bezug

auf die wahren Gefühle Andotjas hatte er keinen Verdacht und vertraute ihr wie früher.

So vergingen noch zwei Jahre.

Da ging einmal an einem Sommertag vor dem Mittagessen, etwa um zwei Uhr, Elisabeth Prochorowna, die Herrin, mit ihrem Hündchen und einem Sonnenschirm in ihrem deutschen, rein gehaltenen Gärtchen spazieren. Während dieser zwei Jahre war sie ziemlich rasch zusammengeschrumpft und gelb geworden, ungeachtet aller roten und weißen Schminken. Unter dem Rauschen ihres gestärkten Kleides ging sie mit raschen Schritten auf dem sandigen Weg hin, zwischen zwei Reihen Georginen, als plötzlich unsere alte Bekannte Kirillowna sie einholte und ihr ehrerbietig meldete, ein gewisser Kaufmann B. wünsche sie in einer sehr wichtigen Sache zu sprechen. Kirillowna besaß, wie früher, die Gunst der Herrin und in Wirklichkeit verwaltete sie das Gut. Seit einiger Zeit hatte sie die Erlaubnis erhalten, eine weiße Haube zu tragen, was den feinen Zügen ihres braunen Gesichts noch mehr Schärfe verlieh.

„Ein Kaufmann?“ fragte die Herrin. „Was will er?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Kirillowna, „aber es scheint, er wünscht etwas von Ihnen zu kaufen.“

Die Dame begab sich ins Gastzimmer, setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz, einen Lehnstuhl mit einer Kuppel, welche schön mit Epheu umrankt war und befahl, den Kaufmann zu rufen.

Naum trat ein, verbeugte sich und blieb an der Thüre stehen.

„Ich habe gehört, Sie wollen mir etwas abkaufen,“ begann die Dame und dachte bei sich selbst: „Was für ein hübscher Mensch ist dieser Kaufmann!“

„So ist's, gnädige Frau.“

„Um was handelt sich's?“

„Würde es Ihnen genehm sein, Ihren Krug zu verkaufen?“

„Welchen Krug?“

„Dort an der Landstraße, nicht weit von hier.“

„Aber das ist ja nicht mein Krug, er gehört Akimow.“

„Wieso nicht Ihr Krug? Er steht doch auf Ihrem Land.“

„Angenommen, das Land wäre mein . . . es ist auf meinen Namen gekauft, aber der Krug gehört ihm.“

„Ah so! Also Sie belieben nicht, ihn mir zu verkaufen?“

„Wie sollte ich ihn verkaufen?“

„Richtig! Aber ich würde einen guten Preis zahlen.“

Die Herrin schwieg.

„Wirklich sonderbar,“ begann sie wieder, „wie Sie da sprechen! Und was würden Sie geben?“ fügte sie hinzu, „das heißt, ich frage das nicht meinetwegen, sondern für Akim.“

„Nun, mit allen Gebäuden und Zubehör und natürlich auch mit dem Land, welches zu der Herberge gehört, würde ich zweitausend Rubel geben.“

„Zweitausend Rubel! Das ist wenig,“ erwiderte Elisabeth Prochorowna.

„Das ist der wirkliche Wert.“

„Haben Sie mit Akim gesprochen?“

„Warum sollte ich mit ihm sprechen? Es ist Ihr Krug und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt . . . wirklich, das ist merkwürdig, daß Sie mich nicht verstehen.“

„Warum sollte ich Sie nicht verstehen? Ich verstehe sehr gut.“

Die Dame sah Raum an und Raum sah die Dame an.

„Nun also, wie?“ begann er, „welchen Vorschlag machen Sie von Ihrer Seite?“

„Von meiner Seite? . . .“ Sie rückte auf dem Stuhle — „Erstens, sage ich Ihnen, Zweitausend sind zu wenig und zweitens . . .“

„Ich gebe auch Hundert mehr.“

Die Herrin stand auf.

„Ich sehe, es ist nicht mit Ihnen zu sprechen, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich diesen Krug nicht verkaufen kann und nicht verkaufen werde, ich kann nicht . . . das heißt, ich will nicht.“

Raum lächelte und schwieg.

„Nun, wie es Ihnen gefällig ist, gnädige Frau,“ murmelte er mit den Achseln zuckend, „ich bitte um

Verzeihung!“ Er verbeugte sich und griff nach der Thürklinke.

Die Dame wandte sich nach ihm um. „Übrigens . . .“ sagte sie mit kaum merklichem Zögern, „fahren Sie noch nicht ab.“

Sie klingelte. Kirillowna kam aus dem Kabinet.

„Kirillowna, laß' dem Herrn Kaufmann Thee reichen! Ich werde Sie noch sehen,“ fügte sie mit leichtem Kopfnicken hinzu.

Naum verbeugte sich nochmals und verließ mit Kirillowna das Zimmer.

Elisabeth Prochorowna ging mehrmals im Zimmer auf und ab und darauf klingelte sie wieder. Dieses Mal erschien ein Bursche. Sie befahl ihm, Kirillowna zu rufen. Nach wenigen Augenblicken trat diese ein mit ihren neuen knarrenden Schuhen von Ziegenleder.

„Hast Du gehört,“ begann die Herrin mit gezwungenem Lachen, „was dieser Kaufmann mir vorschlug? So ein sonderbarer Mensch!“

„Nein, gnädige Frau, ich habe nichts gehört . . . Was ist es?“ Kirillowna blinzelte mit ihren schwarzen Kalmuckenaugen.

„Er will mir Akims Krug abkaufen.“

„Nun gut, wie denken Sie darüber?“

„Ja, wieso? . . . Und was wird aus Akim?
Ich habe ihn Akim gegeben.“

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, was belieben Sie da zu sprechen? Gehört der Krug etwa nicht Ihnen? Gehören wir nicht Ihnen? Und alles, was wir haben — gehört es etwa nicht Ihnen?“

„Was sprichst Du da, Kirillowna? Bedenke doch!“ Die Herrin nahm ein Batisttaschentuch und schnaubte sich nervös. „Akim hat diesen Krug für sein Geld gekauft.“

„Für sein Geld? Woher hat er das Geld? — Hat er es nicht Ihrer Gnaden zu verdanken? Nun, und er hat schon so lange Zeit das Land benutzt . . . Alles nur zufolge Ihrer Gnade. Und Sie glauben, gnädige Frau, er habe weiter kein Geld? Er ist reicher als Sie!“

„Das ist alles so, natürlich, aber ich kann doch nicht . . . Wie soll ich diesen Krug verkaufen?“

„Warum nicht verkaufen?“ fuhr Kirillowna fort.
„Es ist ein Glück, daß sich ein guter Käufer gefunden

hat. Erlauben Sie zu fragen, Herrin, wieviel er bietet?“

„Zweitausend Rubel und noch etwas mehr,“ erwiderte die Herrin leise.

„Er wird noch mehr geben, gnädige Frau, wenn er mit dem ersten Wort schon Zweitausend bietet. Mit Akim können Sie sich später berechnen. Sie erlassen ihm etwas an den Abgaben, er wird noch dankbar sein!“

„Natürlich wird man die Abgaben verringern müssen! Aber nein, Kirillowna, wie soll ich verkaufen? . . .“ Wieder ging sie im Zimmer auf und ab . . . „Nein, sprich nicht mehr davon . . . oder ich werde zornig werden.“

Aber ungeachtet des Verbotes der aufgeregten Dame fuhr Kirillowna fort, zu sprechen und nach einer halben Stunde kehrte sie zu Naum zurück, welchen sie im Speisezimmer beim Samowar verlassen hatte.

„Was haben Sie mir zu sagen, meine Verehrteste?“ fragte Naum, indem er zierlich die geleerte Tasse verkehrt auf die Untertasse stellte.

„Ich habe Ihnen zu sagen,“ erwiderte Kirillowna, „Sie sollen zur Herrin gehen, sie läßt Sie rufen.“

„Gut,“ erwiderte Naum, stand auf und folgte Kirillowna nach dem Salon.

Die Thüre schloß sich hinter ihm. Als sie sich endlich wieder öffnete und Naum, sich verbeugend, rückwärts herauskam, war die Sache abgemacht, Akims Hof gehörte Naum, er hatte ihn für zweitausend achthundert Rubel gekauft. Es war beschloffen worden, den Kaufbrief so bald als möglich auszufertigen und bis dahin nichts davon verlauten zu lassen. Die Herrin erhielt hundert Rubel Handgeld und zweihundert Rubel flossen in Kirillownas Tasche als Trinkgeld.

„Ich habe nicht theuer gekauft,“ dachte Naum, indem er auf seinen Wagen stieg, „das war eine gute Gelegenheit.“

Um dieselbe Zeit, als im Herrenhause die eben erzählte Scene sich ereignete, saß Akim allein zu Hause am Fenster und strich mit verdrießlicher Miene

feinen Bart. Wir haben oben gesagt, daß er keine Ahnung von der Neigung seiner Frau zu Naum hatte, obgleich gute Leute mehr als einmal Anspielungen machten, es sei Zeit, wachsam zu sein. Natürlich hatte er mehrmals bemerkt, daß seit einiger Zeit seine Frau etwas eigensinnig geworden war, aber es ist ja bekannt, das weibliche Geschlecht ist launisch und eigenwillig. Selbst, als es ihm wirklich schien, daß etwas im Hause nicht richtig sei, suchte er nur die Achseln, er wollte keine Schererei haben, wie man sagt. Seine Gutmütigkeit verminderte sich nicht mit den Jahren und schließlich siegte die Lässigkeit. Aber an diesem Tage war er in schlechter Laune. Am Abend vorher hatte er ganz unverhofft auf der Straße ein Gespräch zwischen seiner Magd und einer Nachbarsfrau mitangehört.

Die Nachbarin fragte das Mädchen, warum es am Feiertag nicht zu ihr gekommen sei. „Ich habe Dich doch erwartet!“ schloß sie.

„Ich war ja da und bin wieder fortgegangen,“ erwiderte das Mädchen. „Dabei habe ich die Herrin auf bösen Wegen ertappt, sie soll verwünscht sein!“

„Ertappt?“ wiederholte die Nachbarin mit gedehnter Stimme und legte die Hand an die Wange.

„Wo hast Du sie ertappt, Mütterchen?“

„Dort hinter dem Hanffeld des Popen. Die Wirtin ging wahrscheinlich zu ihrem Liebhaber da, zu Naum, ich sah sie nicht in der Dunkelheit und stolperte gerade auf sie zu.“

„Nun, und was weiter?“ fragte die Nachbarin, „und sie stand bei ihm?“

„Ja, sie standen, er stand und sie stand, als sie mich sah, sagte sie: ‚Was läufst Du hier herum? Geh’ nach Hause!‘ Und da ging ich nach Hause.“

„Nach Hause?“ wiederholte die Nachbarsfrau. „Nun, Adieu!“ murmelte sie und ging ihres Weges.

Dieses Gespräch berührte Akim sehr unangenehm. Seine Liebe zu Awdotja erkaltete nicht, aber was er gehört hatte, gefiel ihm schlecht. Und das Mädchen hatte die Wahrheit gesprochen. An jenem Abend war Awdotja wirklich zu Naum hinausgegangen, welcher sie im dichten Schatten des hohen Hanffeldes erwartete. Der Thau hatte jeden Stengel von oben bis unten befeuchtet, ringsum herrschte ein starker,

betäubender Geruch, der Mond war eben groß und voll aufgegangen in dem dunkeln Nebel. Naum hörte schon von fern Awdotjas eilige Schritte und ging ihr entgegen. Sie trat zu ihm ganz bleich vor Aufregung und der Mond schien ihr ins Gesicht.

„Nun, was ist's? Hast Du es gebracht?“ fragte er sie.

„Ja, ich habe es gebracht,“ erwiderte sie unschlüssig. — „Aber höre, Naum . . .“

„Gieb her, wenn Du es gebracht hast,“ unterbrach er sie und streckte die Hand aus. Sie nahm unter ihrem Busentuch eine Rolle hervor. Naum ergriff sie sogleich und steckte sie in die Brusttasche.

„Naum,“ sagte Awdotja langsam, „ach, Naum, für Dich habe ich meine Seele zu Grunde gerichtet.“

In diesem Augenblick war das Mädchen zu ihnen gekommen.

Inzwischen saß also Akim auf der Bank und strich mißvergnügt seinen Bart. Awdotja kam zuweilen ins Zimmer und ging wieder hinaus, er sah ihr nach. Endlich trat sie wieder ein, holte aus der Kammer ihren Seelenwärmer und ging wieder der

Thüre zu. Er konnte sich nicht länger halten und sagte wie zu sich selbst:

„Ich wundere mich, was diese Frauen immer hin und herzulaufen haben. Ruhig auf einer Stelle zu sitzen ist ihnen nicht möglich, immer haben sie irgend wohin zu laufen, am Morgen und am Abend, das lieben sie.“

Awdotja hörte diese Worte, ohne ihre Stellung zu verändern, nur bei den Worten „am Abend“ erhob sie kaum merklich den Kopf.

„Was willst Du, Akim?“ murmelte sie ärgerlich. „Man weiß ja, wenn Du zu sprechen anfängst, dann . . .“

Sie ging mit einer geringschätzigen Geberde hinaus und schlug die Thüre zu. Awdotja hatte wirklich keine große Meinung von Akims Unterhaltungsgabe. Abends, wenn er mit den Gästen schwatzte und zu erzählen anfing, gähnte sie schweigsam oder verließ das Zimmer. Akim sah die Thüre an.

„Wenn Du zu sprechen anfängst,“ wiederholte er halblaut, „das ist's, daß ich zu wenig mit Dir

gespröchen habe . . ." Er stand gedankenvoll auf und schlug sich mit der Hand auf das Genick.

Einige Tage verfloßen in ziemlich seltsamer Weise. Akim blickte seine Frau an, als ob er ihr etwas sagen wollte, und sie beobachtete ihn argwöhnisch. So verharrten beide in einem gezwungenen Schweigen, das aber gewöhnlich durch eine mürrische Bemerkung Akims über irgend ein Versehen in der Wirtschaft, oder über die Frauen überhaupt unterbrochen wurde. Amdotja gab gewöhnlich keine Antwort darauf.

Aber bei all der gutmütigen Schwäche Akims wäre es zwischen ihm und Amdotja jedenfalls zu entscheidenden Erklärungen gekommen, wenn nicht endlich ein Ereignis eingetreten wäre, welches jede Erklärung überflüssig gemacht hätte.

Eines Morgens, als Akim eben im Begriff war, mit seiner Frau zu frühstücken, — wegen der Feldarbeiten war nicht ein einziger Gast anwesend, — fuhr plötzlich ein leichter Wagen in raschem Laufe vor. Akim sah durchs Fenster, sein Gesicht verfinsterte sich. Raun stieg gemächlich aus dem Wagen. Amdotja sah ihn nicht sogleich, aber als auf dem



Flur seine Stimme ertönte, zitterte der Löffel in ihrer Hand. Naum befahl einem Aufwärter, das Pferd in den Stall zu führen, endlich öffnete sich die Thüre und er trat ins Zimmer.

„Guten Tag!“ murmelte er und nahm den Hut ab.

„Guten Tag!“ wiederholte Akim durch die Zähne. „Woher hat Euch Gott geführt?“

„Ich komme aus der Nachbarschaft,“ erwiderte Naum und setzte sich auf die Bank, „ich komme von der Herrin.“

„Von der Herrin?“ wiederholte Akim, welcher immer auf seinem Platz sitzen blieb, „in Geschäften, wie?“

„Ja, in Geschäften. Awdotja Arefjewna, Ihr ergebenster Diener!“

„Guten Tag, Naum Swanitsch!“ erwiderte sie. Alle schwiegen.

„Was habt Ihr da, wahrscheinlich eine Suppe?“ begann Naum.

„Ja, eine Suppe,“ erwiderte Akim plötzlich erbleichend, „aber nicht für Dich!“ Naum blickte verwundert Akim an.

„Wieso nicht für mich?“

„Nun, wie ich sage, nicht für Dich!“ Akims Augen funkelten und er schlug mit der Hand auf den Tisch. „Du hast bei mir in meinem Hause nichts zu suchen, hörst Du?“

„Was ist Dir, Akim?“

„Nichts, aber Du bist mir zuwider, Naum, sage ich Dir!“ Der Alte stand auf und zitterte an allen Gliedern. „Du schleppst Dich viel zu oft hierher, verstehst Du?“

Naum stand auch auf.

„Du bist wohl verrückt geworden, Brüderchen?“ sagte er spöttisch. „Awdotja Aresjewna, was ist mit ihm geschehen?“

„Ich sage Dir,“ rief Akim mit schwankender Stimme. „Packe Dich, hörst Du? Hier ist keine Awdotja Aresjewna für Dich, hörst Du? Packe Dich, sage ich Dir!“

„Wie wagst Du, so mit mir zu sprechen?“ fragte Naum hochmütig.

„Mache, daß Du fortkommst, sage ich Dir! Da ist die Thüre, verstehst Du, sonst wird's schlimm!“

Raum machte einen Schritt vorwärts.

„Zankt Euch nicht, Väterchen, ich bitte Euch,“ sagte Awdotja, welche bis zu diesem Augenblick unbeweglich am Tische sitzen geblieben war.

Raum richtete seinen Blick auf sie.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Awdotja Arefjewna, wozu sollen wir zanken? Höre, Brüderchen,“ fuhr er zu Akim gewendet fort, „was schreist Du so? Wirklich, was für ein Hitzkopf! Ist das erhört, aus einem fremden Hause jagt er Leute fort!“ fügte er langsam hinzu, „und gar noch den Wirt!“

„Wieso aus einem fremden Hause?“ murmelte Akim, „welchen Wirt?“

„Nun mich.“

Raum blinzelte und zeigte seine weißen Zähne

„Wieso Dich? Ich bin doch der Wirt!“

„Wie Du schwer von Begriff bist, Brüderchen Ich sage Dir, ich bin der Wirt.“

Akim riß die Augen auf.

„Was schwagest Du da für Unsinn? Du hast wohl Tollkraut gefressen?“ sagte er endlich. „Wieso zum Teufel bist Du der Wirt?“

„Ach, was soll ich mit Dir noch reden?“ rief Naum ärgerlich, „siehst Du dieses Papier?“ Dabei nahm er aus der Tasche ein zusammengefaltetes Stempelpapier heraus. „Siehst Du, das ist der Kaufbrief, der Kaufbrief für Dein Land und den Krug. Ich habe alles von der Herrin Elisabetha Bochorowna gekauft, gestern wurde in der Stadt der Kaufbrief ausgefertigt, also bin ich hier der Wirt und nicht Du. Und heute nimm Deinen ganzen Kram zusammen,“ fügte er hinzu, das Papier wieder in die Tasche steckend, „und Sorge dafür, daß morgen hier nichts mehr von Dir zu sehen ist, hörst Du?“

Akim stand da wie vom Blitz getroffen.

„Räuber!“ stöhnte er endlich, „Räuber! Geda, Burschen, Fedka, Mitka, Frau, Frau! Ergreift ihn, haltet ihn fest!“

Er geriet ganz außer sich.

„Nimm Dich in Acht, Alter,“ sagte Naum drohend, „mach' keine Dummheiten!“

„Schlagt ihn nieder!“ wiederholte Akim mit weinerlicher Stimme. Er lief ziellos und kraftlos hin und her. „Du Schurke, Du Räuber! Nicht nur

fie, auch das Haus und alles willst Du mir entreißen! Aber warte nur, daraus wird nichts . . . Ich gehe selbst . . . sogleich . . . wozu verkaufen? . . . Warte . . . warte!“

Er lief ohne Mühe auf die Straße hinaus.

„Wohin, Akim Iwanitsch, wohin läufst Du, Bäterchen?“ sagte das Dienstmädchen Fetinja, welches mit ihm an der Thüre zusammenstieß.

„Zur Herrin! Laß mich vorüber! Zur Herrin!“ heulte Akim. Als er Naums Wagen erblickte, welcher noch nicht in den Hof eingefahren war, stieg er ein, ergriff die Zügel, hieb aus aller Kraft auf das Pferd und fuhr dem Herrenhause zu.

„Mütterchen Elisabeth Prochorowna,“ wiederholte er innerlich während der ganzen Fahrt, „warum diese Ungnade? Es scheint, ich habe Sie erzürnt?“ Dabei hieb er immer auf das Pferd ein. Die ihm Begegnenden wichen ihm aus und sahen ihm lange nach. —

In einer Viertelstunde legte Akim den Weg bis zum Herrenhof zurück, fuhr an der Vortreppe vor, sprang vom Wagen und ging sofort ins Vorzimmer.

„Was willst Du?“ murmelte der erschrockene Lafai aus süßem Schlummer erwachend.

„Wo ist die Herrin? Ich muß sie sprechen!“ rief Akim laut.

Der Diener war verduzt.

„Ist etwas vorgefallen? . . .“ begann er.

„Nichts ist vorgefallen! Ich muß die Herrin sprechen!“

„Was giebt's? Was giebt's?“ murmelte der Diener in höchstem Erstaunen und richtete sich langsam auf.

Akim besann sich . . . es war ihm, als würde er mit kaltem Wasser übergossen.

„Melden Sie der Herrin,“ sagte er mit tiefer Verbeugung, — „Akim wünsche sie zu sprechen.“

„Gut . . . ich gehe . . . ich werde es melden, . . . aber Du bist wahrscheinlich betrunken? Warte!“ erwiderte der Diener und verließ das Zimmer.

Akim schlug die Augen nieder und wurde verwirrt . . . Seine Entschlossenheit war verflogen in dem Augenblick, als er im Vorzimmer eingetreten war.

Die gnädige Frau geriet auch in Verwirrung,

als man ihr die Ankunft Afims meldete. Sie ließ sogleich Kirillowna zu sich in das Kabinet rufen.

„Ich kann ihn nicht empfangen!“ rief sie ihr hastig entgegen. „Es ist mir ganz unmöglich! Was soll ich ihm sagen? Ich habe Dir gesagt, daß er jedenfalls kommen und sich beklagen wird,“ fügte sie ärgerlich hinzu. „Ich habe Dir gesagt . . .“

„Warum wollen Sie ihn vorlassen?“ erwiderte Kirillowna ruhig. „Das ist ganz unnötig! Ich bitte Sie, warum wollen Sie sich beunruhigen?“

„Was soll ich denn machen?“

„Wenn Sie erlauben, werde ich mit ihm sprechen.“

Die Herrin erhob den Kopf.

„Sei so gut, Kirillowna, sprich Du mit ihm, sage ihm . . . nun — nun, ich habe nötig gefunden . . . aber ich werde ihn entschädigen . . . Nun, Du weißt ja. Thue mir den Gefallen, Kirillowna.“

„Seien Sie ohne Sorge,“ erwiderte Kirillowna und verließ das Zimmer mit knarrenden Schuhen.

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als das Knarren von neuem gehört wurde und Kirillowna ins Kabinett eintrat mit demselben listigen Blick.

„Nun, wie ist's?“ fragte die Herrin, „was macht Akim?“

„Nichts, er sagt, es soll alles nach Ihrem gnädigen Willen geschehen, und er wünsche Ihnen Gesundheit und Wohlergehen.“

„Und er beklagte sich nicht?“

„Nein, gar nicht! Was hat er sich zu beklagen?“

„Warum ist er denn gekommen?“ fragte die gnädige Frau zaghaft und etwas verwundert.

„Er kam, um Sie zu bitten, ihm aus Gnaden die Abgaben zu erlassen für das nächste Jahr, das heißt . . .“

„Natürlich, natürlich muß man sie ihm erlassen,“ erwiderte die Herrin mit Lebhaftigkeit. „Das versteht sich! Mit Vergnügen! Und überhaupt, sage ihm, ich werde ihn entschädigen. Nun, ich danke Dir, Kirillowna! Und er ist ein guter Kerl, wie ich sehe. Warte,“ fügte sie hinzu, „gieb ihm das von mir!“ Sie nahm aus ihrem Arbeitstischchen einen Dreirubelschein. „Da nimm, gieb ihm das!“

„Sogleich, gnädige Frau,“ erwiderte Kirillowna,

ging in ihr Zimmer und schloß den Schein ebenso ruhig in ein mit Eisen beschlagenes Kofferchen, welches am Kopfende ihres Bettes stand. Darin verwahrte sie all' ihr Geld — und das war nicht wenig.

Kirillowna hatte durch ihren Bericht die Herrin beruhigt, aber ihr Gespräch mit Akimow war in Wirklichkeit nicht ganz so verlaufen, wie sie erzählt hatte, sondern wie folgt. Sie ließ ihn zu sich in das Mädchenzimmer rufen. Anfangs wollte er nicht dahin gehen und erklärte, er wünsche nicht Kirillowna, sondern die Herrin selbst zu sprechen. Endlich aber fügte er sich und ging durch die Hinterthür zu Kirillowna. Er traf sie allein. Als er ins Zimmer eingetreten war, blieb er stehen, lehnte sich gegen die Wand neben der Thür, wollte anfangen zu sprechen — brachte aber kein Wort hervor.

Kirillowna sah ihn durchdringend an.

„Sie wünschen die gnädige Frau zu sprechen?“ begann sie.

Er nickte nur mir dem Kopf.

„Das geht jetzt nicht, Akim, und wozu? Was geschehen ist, kann man nicht ändern, und Sie würden

sie nur unnützer Weise beunruhigen. Sie kann Sie jetzt nicht empfangen, Afim!”

„Sie kann nicht,“ wiederholte er und verstummte. „Wie ist's nun aber,“ sagte er endlich, „also ist mein Haus wirklich verloren?“

„Hören Sie, Afim, ich weiß, Sie waren immer ein vernünftiger Mensch, das ist nun einmal der Wille der Herrin, und daran ist nichts zu ändern, es ist garnichts dabei zu machen! Was ist da noch zu sprechen, das kann zu garnichts führen!“

Afim legte die Hand an die Stirn.

„Denken Sie lieber daran,“ schlug ihm Kirillowna vor, „die Herrin zu bitten, daß sie Ihnen die Abgaben erläßt . . .“

„Ist's wirklich möglich, daß ich so um mein Haus kommen soll?“ erwiderte Afim mit derselben Stimme wie vorher.

„Afim, ich sage Ihnen, es ist nichts zu machen, sie wissen das selber besser als ich.“

„Ja, aber wenigstens sagen Sie mir, für wieviel wurde der Hof verkauft?“

„Das weiß ich nicht, Afim, das kann ich Ihnen

nicht sagen . . . Aber warum stehen Sie? Setzen Sie sich!”

„Ich kann auch stehen, das paßt besser für uns Bauern, ich danke gehorsamst!”

„Wieso sind Sie ein Bauer, Akim? Sie sind ebenso gut, wie ein Kaufmann, man kann Sie nicht zu den Hofleuten rechnen! Was sagen Sie da? Setzen Sie sich doch nicht unnötig selbst herab! Wollen Sie nicht Thee trinken?”

„Nein, ich danke! Ist nicht nötig! Also ist ihm das Häuschen zugefallen,” fügte er hinzu und verließ seine Stelle an der Wand. „Ich danke auch dafür, ich empfehle mich, Fräulein!”

Er wandte sich ab und ging. Kirillowna knüpfte ihre Schürze fest und ging zur Herrin.

„Nun bin ich auf einmal ein Kaufmann geworden,” sagte Akim zu sich selbst, als er nachdenklich vor dem Hause stehen blieb. „Ein schöner Kaufmann!” Er machte eine Handbewegung und lächelte bitter. „Was jetzt? Nach Hause gehen.”

Er vergaß ganz das Pferd Naumows, mit

welchem er hierher gefahren war und machte sich zu Fuß auf den Weg nach dem Krug. Er hatte noch nicht die erste Werst zurückgelegt, als er plötzlich neben sich das Geräusch eines Wagens vernahm.

„Akim! Akim!“ rief jemand. Er erhob den Kopf und erblickte seinen Bekannten, den Küster Jefrem, einen kleinen verwachsenen Menschen mit einer kleinen Spitznase und schläfrigen Augen. Er saß auf einem schmutzigen Feldwagen auf einem Bund Stroh.

„Du gehst wohl nach Hause?“ fragte er Akim. Akim hielt an.

„Ja, nach Hause.“

„Willst Du mitfahren?“

„Ja, meinetwegen.“

„Jefrem rückte zur Seite und Akim setzte sich neben ihn. Jefrem schien guter Laune zu sein und trieb mit den Enden des Reitzeils sein Pferdchen an, welches in einem müden Trab daherkam und beständig seine Schnauze ohne Halfter in die Höhe hob.

Sie fuhren eine Werst weit, ohne ein Wort zu wechseln. Akim ließ den Kopf hängen und Jefrem

murmelte nur etwas vor sich hin und trieb das Pferd an.

„Wohin bist Du denn ohne Mühe gegangen?“ fragte er plötzlich Akim, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er halblaut fort: „sie ist in der Kneipe liegen geblieben, wahrscheinlich! Du bist ein Säufer, ich kenne Dich und liebe Dich deshalb, weil Du ein Säufer bist! Du bist kein Mörder, kein Zänker, kein Müßiggänger, Du hast verstanden ein Haus zu bauen, aber dennoch bist Du ein Säufer, und so ein Säufer — es wäre schon lange Zeit gewesen, Dich dafür zu bestrafen, denn das ist eine häßliche Geschichte! — Hurra!“ rief er plötzlich aus vollem Halse, Hurra, Hurra!“

„Haltet an!“ sagte neben ihm eine weibliche Stimme. „Haltet an!“

Akim blickte sich um. Über das Feld kam eine Frau auf den Wagen zugelaufen, welche so bleich und aufgeregt war, daß er sie anfangs nicht erkannte. „Haltet an! Haltet an!“ stöhnte sie wieder keuchend und mit den Händen winkend.

Akim fuhr zusammen, das war seine Frau.

Er ergriff die Zügel.

„Warum anhalten?“ murmelte Jefrem, „wegen der Frau — anhalten? Nu!“

Aber Akim brachte das Pferd zum Stehen.

In diesem Augenblick erreichte Awdotja den Wagen und dort warf sie sich mit dem Gesicht in den Staub.

„Väterchen, Akim Swanowitsch,“ heulte sie, „er hat auch mich fortgejagt!“

Akim blickte sie an, ohne sich zu rühren und zog nur stärker die Zügel an. „Hurra!“ rief wieder Jefrem.

„Er hat Dich also fortgejagt,“ fragte Akim.

„Ja, Väterchen, mein Täubchen!“ erwiderte Awdotja weinend. „Er hat mich fortgejagt. ‚Jetzt ist das Haus mein,‘ sagt er, ‚jetzt mache daß Du fortkommst!‘“

„Ein netter Kerl: Wie er sich benimmt!“ bemerkte Jefrem.

„Und Du wolltest wohl dort bleiben?“ murmelte Akim bitter.

Er war noch immer im Wagen sitzen geblieben.

„Wie sollte ich da bleiben? Ja, Väterchen!“ rief Amdotja, welche sich auf die Kniee erhoben hatte und von neuem die Stirne in den Staub drückte, „Du weißt ja noch nicht, daß ich . . . schlage mich tot, Akim, schlage mich auf der Stelle tot!“

„Warum soll ich Dich totschlagen, Amdotja?“ erwiderte Akim betrübt. „Du hast Dich selbst überwunden, was liegt am übrigen?“

„Ach, Du weißt nicht, Akim, Dein Geld . . . Dein Geld . . . es ist fort . . . Ich Glende habe es auf der Wiese ausgegraben und alles diesem Bösewicht, dem Naum, gegeben! Ich Glende! Ach, warum hast Du mir gesagt, wo Du das Geld verborgen hast? Ich Glende! Mit Deinem Geld hat er auch den Hof gekauft . . . dieser Bösewicht!“

Tränen erstickten ihre Stimme.

Akim faßte sich mit beiden Händen an den Kopf „Wie,“ rief er endlich, „auch alles Geld? Das Geld und den Hof! Und Du hast das . . . auf der Wiese hast Du es ausgegraben und weggegeben? Ich schlage Dich tot, Du Schlange!“

Er sprang vom Wagen herab.

„Akim, schlage sie nicht!“ rief Jefrem, dessen Raufsch während dieser merkwürdigen Scene verflog.

„Nein, Väterchen, schlage mich tot! Schlage mich tot, mich Elende! Höre nicht auf ihn, schlage zu!“ schrie Awdotja, welche sich in krampfhaftem Weinen zu Akims Füßen wälzte.

Er stand einen Augenblick unbeweglich, sah sie an, trat einige Schritte zurück und setzte sich auf das Gras am Wege.

Ein kurzes Schweigen trat ein. Awdotja wandte ihm den Kopf zu.

„Akim, Akim!“ rief Jefrem und erhob sich im Wagen. „Sei vernünftig . . . wer kann für Unglück? Pfui, was für eine böse Geschichte!“ sprach er mit sich selber weiter. „So ein verwünschtes Weib! Geh' zu ihm, Du da!“ fügte er hinzu, indem er sich zu Awdotja herabbeugte. „Siehst Du, er ist ganz betäubt geworden!“

Awdotja stand auf, näherte sich Akim und fiel wieder ihm zu Füßen.

„Väterchen!“ begann sie mit schwacher Stimme.

Alim erhob sich und ging zum Wagen zurück, sie erfaßte seine Rockflügel.

„Packe Dich!“ schrie er wütend und stieß sie zurück.

„Wohin willst Du?“ fragte ihn Jefrem, als er sich wieder neben diesen setzte.

„Du wolltest mich ja an meinen Hof führen,“ sagte Alim, „nun führe mich in Deinen Hof, der meine ist fort, man hat ihn mir abgekauft.“

„Nun, meinetwegen, fahren wir zu mir! Aber wie soll's mit ihr werden?“

Alim gab keine Antwort.

„Und ich? Und ich?“ wiederholte Awdotja weinend. „Wirßt Du mich verlassen? Wohin soll ich gehen?“

„Gehe zu ihm!“ erwiderte Alim, ohne sich umzuwenden. „Zu ihm, dem Du mein Geld gegeben hast! Fahr zu, Jefrem!“

Jefrem schlug auf das Pferd, der Wagen setzte sich in Bewegung, Awdotja erhob ein Klagegeschrei.

Jefrem wohnte eine Werst von Alims Krug in einem kleinen Hause nahe bei dem Hause des Geist-

lichen. Dieses stand neben der einzeln stehenden fünfspitzigen Kirche, welche vor kurzem von dem Erben eines Kaufmannes, dem Testament desselben zu Folge, erbaut worden war. Den ganzen Weg über sprach Jefrem kein Wort mit Akim, er schüttelte nur zweifelnd mit dem Kopfe und ließ Ausrufe hören, wie: „Ach, Du mein Himmel!“ oder: „Ach, Du mein lieber Himmel!“

Akim saß unbeweglich, etwas von Jefrem abgewendet. Endlich kamen sie an. Jefrem sprang zuerst vom Wagen. Ein sechsjähriges Mädchen im Hemdchen mit einem Gürtel kam ihm entgegen und rief: „Papachen! Papachen!“

„Wo ist Deine Mutter?“ fragte sie Jefrem.

„Sie schläft im Zimmer.“

„Nun, laß' sie schlafen! Akim, was ist's mit Ihnen? Treten Sie ins Zimmer ein!“ Jefrem duzte ihn nur, wenn er betrunken war. Akim aber redeten noch ganz andere Leute mit „Sie“ an.

Akim trat ins Haus.

„Bitte hierher, auf die Bank,“ sagte Jefrem. „Fort mit euch Gefindel!“ schrie er drei kleine Kinderchen an, welche zugleich mit zwei dürren, mit

Asche bestreuten Käzchen plötzlich aus zwei verschiedenen Ecken herbeiliefen. „Marsch, fort! Hört ihr nicht? Hierher! Hierher!“ fuhr er fort, indem er den Gast zum Sitzen einlud. „Wollen Sie nicht Thee zur Erfrischung haben?“

„Höre, Jefrem,“ sagte endlich Akim, „kann man nicht Branntwein haben?“

Jefrem wurde lebhaft.

„Branntwein? Gewiß! Zu Hause habe ich keinen, aber ich werde gleich zu Vater Feodor laufen, der hat immer welchen . . . ich komme gleich zurück . . .“

Er griff nach seiner Mütze mit Ohrklappen.

„Bringe nur genug Schnaps, ich werde bezahlen!“ rief ihm Akim nach, „so viel Geld habe ich noch.“

„Gleich!“ wiederholte Jefrem und verschwand. Er kam wirklich sehr schnell mit zwei Krügen Branntwein unter dem Arme zurück, von denen der eine schon geöffnet war, stellte sie auf den Tisch, brachte zwei grüne Gläser herbei, sowie ein Stück Brot und Salz.

„So ist's recht,“ versicherte er, indem er sich Akim gegenüber setzte, „wozu sich grämen?“

„Er goß zwei Gläser voll . . . und schwatzte immer weiter. Awdotjas That war ihm unverständlich.“

„Merkwürdig! Wirklich sonderbar!“ sagte er. „Wie ist denn das zugegangen? Vielleicht hat er sie heimlich behert, wie? Da sieht man, daß man die Frauen streng im Zaum halten muß! Aber es wäre doch gut, wenn Sie nach Hause fahren würden, um nach Ihren Sachen zu sehen.“

Jefrem schwatzte noch vieles der Art, er liebte beim Trinken nicht zu schweigen.

Nach einer Stunde ging in Jefrems Hause Verschiedenes vor. Akim, welcher während des Gelages kein Wort auf die Fragen und Bemerkungen seines schwatzhaften Wirtes erwidert und immer nur ein Glas nach dem anderen geleert hatte, lag mit ganz rotem Gesicht auf dem Ofen in schwerem, unruhigem Schlaf. Die Kinder starrten ihn verwundert an. Und Jefrem? . . . Ach, Jefrem schlief auch, aber in einer sehr engen und kalten Kumpelkammer

in welche ihn seine Frau eingeschlossen hatte, ein Weib von sehr männlichem und kräftigem Körperbau. Er war zu ihr in den Verschlag gegangen und hatte unter einem konfusen Gemisch von Drohungen ihr etwas zu erzählen begonnen. Aber er schwatzte so unsinnig und unverständlich, daß sie sogleich bemerkte, wie die Sache stand, ihn am Kragen faßte und fortführte, wohin er gehörte. Übrigens schlief er in der Kumpelkammer sehr gut und ruhig. Das ist die Macht der Gewohnheit. —

Kirillowna hatte ihrer Herrin das Gespräch mit Akim nicht ganz wahrheitsgetreu berichtet und dasselbe war auch von Awdotja zu sagen. Naum hatte sie nicht fortgejagt, wie sie Akim erzählte, er hatte nicht das Recht dazu . . . Er war verpflichtet, den früheren Bewohnern Zeit zu geben, um das Haus zu räumen. Zwischen ihm und Awdotja hatte ein Gespräch anderer Art stattgefunden.

Als Akim mit dem Ausruf, er werde zur Herrin fahren, auf die Straße hinausgelaufen war, wandte sich Awdotja an Naum, blickte ihm starr in die Augen und schlug die Hände zusammen.

„Mein Gott,“ begann sie, „Naum, was ist das? Sie haben unsern Krug gekauft?“

„Nun, was denn?“ erwiderte er, „natürlich habe ich ihn gekauft.“

Awdotja schwieg und geriet plötzlich in Aufregung.

„Also dazu hatten Sie das Geld nötig?“

„Richtig, ganz, wie Sie zu sagen belieben. Oho, es scheint, Ihr lieber Mann ist mit meinem Pferd davongefahren,“ fügte er hinzu, als er das Rasseln der Räder hörte. „So ein Schlaufkopf!“

„Aber, das ist ja Raub!“ rief Awdotja, „das ist ja unser Geld, das Geld meines Mannes, und der Krug ist unser! . . .“

„Nein, Awdotja Arefjewna,“ unterbrach sie Naum, „der Krug ist nicht Euer, er steht auf dem Lande der Herrschaft, und ist also herrschaftlich. Das Geld hat richtig Ihnen gehört, aber Sie waren so gut, kann man sagen, und haben es mir geschenkt. Ich bin Ihnen dafür ewig dankbar und werde es Ihnen sogar bei Gelegenheit zurückgeben, wenn sich eine solche Gelegenheit findet. Aber für mich paßt

es nicht, immer ein armer Teufel zu bleiben! Urteilen Sie selbst!“

Naum sprach das alles sehr ruhig und sogar mit einem leichten Lächeln.

„Mein Himmel!“ rief Awdotja. „Was ist das? Wie soll ich jetzt meinem Mann noch unter die Augen treten? Du Bösewicht!“ brach sie los und blickte mit Abscheu in das junge, frische Gesicht Naums. „Für Dich habe ich meine Seele zu Grunde gerichtet, für Dich bin ich zur Diebin geworden! Du jagst uns in die Welt hinaus, Du Bösewicht! Mir bleibt nur noch übrig, mir die Schlinge um den Hals zu legen, Du Räuber! Du Betrüger!“

Sie brach in heftiges Weinen aus.

„Belieben Sie sich nicht aufzuregen, Awdotja Arefjewna,“ erwiderte Naum, „ich sage Ihnen nur, das Hemd ist jedem näher als der Rock, und dazu giebt es Hechte im Meer, daß die Karauschen nicht einschlafen.“

„Wohin sollen wir jetzt gehen?“ stöhnte Awdotja.

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen.“

„Ich ermorde Dich, Du Bösewicht! Ich erstechे Dich!“

„Nein, thun Sie das nicht, Awdotja Arefjewna! Wozu sprechen Sie so? Ich sehe, es ist besser, ich gehe für ein Weilchen wieder fort, sonst regen Sie sich zu sehr auf . . . Ich empfehle mich . . . morgen aber werde ich jedenfalls wiederkommen . . . Sie werden mir erlauben, meine Leute heute hierherzuschicken,“ fügte er hinzu, während Awdotja unter Thränen verzweifelt wiederholte, sie werde gehen und sich das Leben nehmen.

„Da kommen sie auch schon,“ bemerkte er, durch's Fenster blickend, „sonst könnte noch irgend ein Unglück sich ereignen, Gott behüte! So wird es ruhiger werden. Haben Sie die Güte, Ihre Sachen heute zusammenzunehmen. Meine Leute werden Ihnen dabei helfen und alles bewachen, wenn Sie wollen. Ich empfehle mich Ihnen!“

Er verbeugte sich, ging hinaus und rief seine Leute zu sich.

Awdotja fiel auf die Bank nieder und rang die Hände. Dann sprang sie plötzlich auf und lief

ihrem Manne nach . . . Wir haben bereits erzählt, wie sie zusammentrafen.

Als Akim mit Jefremow fortgefahren war und sie allein auf dem Felde zurückgelassen hatte, weinte sie erst lange Zeit, ohne sich von der Stelle zu rühren. Als sie sich satt geweint hatte, ging sie nach dem Herrenhause. Es war ein bitteres Gefühl für sie, das Haus zu betreten und noch bitterer, sich im Mädchenzimmer zu zeigen.

Alle Mädchen liefen ihr entgegen und sprachen ihr Bedauern aus. Bei ihrem Anblick konnte Awdotja ihre Thränen nicht zurückhalten, sie entströmten von selbst ihren geschwollenen, geröteten Augen. Ganz erschöpft ließ sie sich auf einen Stuhl nieder. Man benachrichtigte Kirillowna, welche sogleich kam und sich sehr freundlich benahm. Aber zur Herrin ließ sie sie auch nicht vor, so wenig, als Akim. Awdotja bestand auch nicht sehr darauf, die Herrin zu sprechen, sie war nur deshalb nach dem Herrenhaus gegangen, weil sie in ihrer Ratlosigkeit nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

Kirillowna ließ den Samowar bringen. Awdotja dankte und lehnte es lange ab, Thee zu trinken, endlich aber gab sie den Bitten und Zureden aller Mädchen nach und trank nach der ersten Tasse noch vier. Als Kirillowna sah, daß sie sich etwas beruhigt hatte, nur noch zuweilen zusammenfuhr und schwach seufzte, fragte sie sie, wohin sie jetzt zu ziehen beabsichtige und was sie mit ihren Sachen machen wolle. Bei dieser Frage begann Awdotja wieder zu weinen und äußerte, sie wünsche nichts mehr, als den Tod. Aber Kirillowna als kluge Frau unterbrach sie sogleich und riet ihr, ohne Zeit zu verlieren, noch heute ihre Sachen in die frühere Hütte Akims im Dorf überzuführen, wo sein Onkel lebte, derselbe, welcher ihm vom Heiraten abgeraten hatte. Sie versicherte auch, mit Erlaubnis der Herrin werde man ihm Leute und Pferde zur Hülfe geben.

„Und was Sie betrifft, mein Seelchen,“ fügte Kirillowna mit einem sauren Lächeln hinzu, „bei uns wird es immer ein Plätzchen für Sie geben, und es wird uns sehr angenehm sein, wenn Sie bei uns zu Gast bleiben, bis Sie sich wieder ein-

richten und Ihr Haus führen können. Die Hauptsache ist — nicht mehr weinen! Gott hat's gegeben. Gott hat's genommen und wird wieder geben! Alles nach Gottes Willen! Die gnädige Frau natürlich mußte nach ihren Plänen Euern Krug verkaufen, aber sie wird Euch nicht vergessen und Euch entschädigen. Das hat sie befohlen, Akin zu sagen . . . Wo ist er jetzt?"

Ambotja erwiderte, als sie ihm begegnet sei habe er heftig gezankt und sei mit dem Küster Jefrem fortgefahren.

„Mit diesem?“ bemerkte Kirillowna bedeutsam. „Nun, ich verstehe, daß ihm jetzt schwer zu Mute ist. Es wird besser sein, man sucht ihn heute nicht auf, nicht wahr? Aber man muß Anstalten treffen! Malaschka!“ rief sie einem der Dienstmädchen zu, „rufe Nikanor Flitsch hierher, ich habe mit ihm zu reden.“

Nikanor, ein Mensch von sehr armseligem Aussehen, eine Art von Verwalter, erschien sogleich und hörte ehrerbietig an, was Kirillowna ihm sagte.

„Es wird geschehen,“ erwiderte er und verließ das Zimmer.

Man gab Awdotja drei Wagen mit drei Bauern, freiwillig schloß sich ein Viertel an, indem er sagte, er sei vernünftiger, als die anderen. Mit diesen Leuten ging Awdotja nach dem Krug, wo sie ihre früheren Leute und ihre Magd Fetinja in großer Aufregung und Entsetzen antraf. Naumows Leute, drei sehr kräftige Burschen, welche am Morgen gekommen waren, verließen den Hof nicht mehr und bewachten alles eifrig, wie Naum versprochen hatte, so eifrig, daß an einem neuen Wagen plötzlich alle Reifen fehlten.

Für die arme Awdotja war es eine bittere, schwere Aufgabe, einzupacken. Trotz des Beistandes des vernünftigen Menschen, welcher jedoch nichts verstand, als mit einem Stock in der Hand hin und her zu laufen, den anderen zuzusehen und zur Seite zu spucken, konnte sie an diesem Tage nicht fertig werden und blieb im Krug über Nacht. Sie bat Fetinja, ihr Zimmer nicht zu verlassen, erst gegen Morgen fiel sie in einen fieberhaften Schlummer und selbst im Schläfe liefen die Thränen über ihre Wangen.

Inzwischen war Jefrem in seiner Kumpelkammer

früher als gewöhnlich erwacht. Er klopfte und bat ihn herauszulassen. Seine Frau wollte zuerst nichts davon hören und erwiderte ihm durch die Thüre, er habe noch nicht genug geschlafen. Aber er mußte ihre Neugierde zu erregen durch das Versprechen, ihr die seltsamen Vorgänge mit Akim zu erzählen, und endlich zog sie den Riegel zurück. Jefrem teilte ihr alles mit, was er wußte, und schloß mit der Frage, ob Akim ausgeschlafen habe.

„Gott mag es wissen,“ erwiderte die Frau, „geh’, sieh selbst nach, er ist noch nicht vom Ofen herabgetrohen. Ihr habt Euch gestern ordentlich voll getrunken. Du solltest Dich selbst einmal sehen, Du hast kein menschliches Aussehen mehr, Du Schmutzfink, und die Haare sind voll Heu.“

„Schadet nichts!“ erwiderte Jefrem und trat ins Zimmer.

Akim schlief nicht mehr, sondern saß auf dem Ofen und ließ die Beine herabhängen. Auch er sah sehr sonderbar und zerzaust aus und seine Erschöpfung war um so größer, als er nicht gewohnt war, viel zu trinken.

„Nun, wie ist's, Akim, wie haben Sie geschlafen?“ . . . begann Jefrem.

Akim sah ihn mit stumpfen Blicken an.

„Nun, Brüderchen, Jefrem,“ sagte er heiser, „kann man nicht wieder eins . . .“

Jefrem blickte hastig Akim an. Er empfand in diesem Augenblick ein Gefühl, wie ein Jäger auf dem Anstand, wenn er plötzlich Hunde bellen hört in einem Walde, aus dem schon alles Wild geflüchtet zu sein schien.

„Was? Noch?“ fragte er endlich.

„Ja, noch!“

„Wenn es die Frau sieht,“ dachte Jefrem, „wird sie es nicht erlauben.“ — „Warum nicht?“ sagte er laut. „Warten Sie ein bisschen!“ Er ging hinaus und traf seine Maßregeln so geschickt, daß es ihm gelang, unbemerkt eine große Flasche unter seinem Rock herbeizubringen.

Akim ergriff die Flasche, aber Jefrem trank nicht mehr mit, er fürchtete sich vor seiner Frau. Er sagte Akim, er werde nachsehen, was im Krug vorgehe und wie man seine Sachen einpacke, und ob er

nicht bestohlen werde, und sogleich ritt er auf seinem verhungerten Pferdchen nach dem Krug. Dort aber vergaß er sich selbst auch nicht, wie aus seiner aufgebaußten Brusttasche zu schließen war.

Bald nachdem Jefrem gegangen war, schlief Akim wieder wie tot auf dem Ofen . . . und erwachte auch nicht, gab wenigstens kein Lebenszeichen, als Jefrem nach vier Stunden zurückkehrte, ihn schüttelte und aufzuwecken suchte und ihm konfus und stotternd erzählte, alles sei schon weggefahren, auch die Heiligenbilder abgenommen und alles sei zu Ende und alle suchten nach ihm, er, Jefrem, habe Anordnung getroffen und so weiter.

Er stotterte übrigens nicht lange, wieder führte ihn die Frau in die Kumpelkammer und legte sich selbst im Zimmer auf das Bett, sehr ärgerlich über ihren Mann und über den Gast, welcher ihren Mann zum Trinken veranlaßt hatte.

Aber als sie nach ihrer Gewohnheit früh erwachend, nach dem Ofen sah, war Akim nicht mehr da. Noch hatte der Hahn nicht zum zweiten Male gekräht und die Nacht war so finster, daß der Himmel

kaum zu sehen war und am Horizont ganz im Dunkel verschwand, — als Akim zur Hausthüre hinausging. Sein Gesicht war bleich, aber er blickte scharf um sich und sein Gang war nicht der eines Betrunknen. Er ging in der Richtung nach seinem früheren Wohnort, dem Krug, welcher schon endgiltig in den Besitz des neuen Wirtes Naum übergegangen war.

Auch Naum schlief nicht um jene Zeit, als Akim heimlich das Haus Jefrems verließ. Er schlief nicht und lag angekleidet auf der Bank auf einem kleinen Schafpelz. Nicht das Gewissen quälte ihn, — nein, mit wunderbarer Kaltblütigkeit hatte er vom Morgen an beim Einpacken und Wegführen aller Sachen Akims zugehört und mehrmals mit Awdotja zu sprechen angefangen, welche so sehr niedergeschlagen war, daß sie ihm nicht mehr Vorwürfe machte.

Sein Gewissen war ruhig, aber er war mit verschiedenen Plänen und Berechnungen beschäftigt. Es war zweifelhaft, ob seine neue Laufbahn ihm Glück bringen werde, denn bisher hatte er niemals einen Krug geführt, — er hatte überhaupt niemals

einen eigenen Winkel besessen. Darum konnte er nicht schlafen.

„Die Sache ist gut angefangen,“ dachte er, „was wird weiter werden?“ — Nachdem er am Abend vorher den letzten Wagen mit Afims Eigentum abgefertigt hatte, welchem Ambotja weinend folgte, hatte er den ganzen Hof, alle Ställe, Keller und Scheunen besichtigt, war auf den Dachboden gestiegen und befahl wiederholt seinen Leuten, alles scharf zu bewachen. Nachdem er nach dem Abendessen allein geblieben war, konnte er nicht einschlafen. Zufällig war an diesem Tage kein einziger Gast über Nacht geblieben, was ihm sehr angenehm war.

„Morgen muß ich unbedingt einen Hund kaufen, einen sehr wachsamem vom Müller! Nun haben sie alles fortgebracht!“ sprach er mit sich selber und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Plötzlich erhob er den Kopf, . . . es hatte ihm geschienen, daß jemand am Fenster vorbei gegangen sei . . . Er horchte . . . nichts! Nur zuweilen zirpte eine Grille vorsichtig hinter dem Ofen, oder eine Maus nagte

irgendwo oder er hörte sein eigenes Atmen. Alles war still in dem leeren Zimmer, welches düster erleuchtet war von den gelben Strahlen der kleinen Glaslampe, welche vor dem Heiligenbild in der Ecke brannte.

Er ließ den Kopf sinken. Da hörte er wieder etwas, wie das Knarren der Hofspforte, dann knisterte der geflochtene Zaun, . . . er konnte sich nicht länger halten, sprang auf, öffnete die Thüre nach dem andern Zimmer und rief halblaut: Fedor! Fedor!“

Niemand antwortete ihm, er ging hinaus in das Vorhaus und stolperte beinahe über Fedor welcher auf dem Fußboden lag und im Traum schwakte. Naum fließ ihn an.

„Was giebt's?“ rief Fedor.

„Was schreist Du so? Schweig!“ flüsterte Naum „Ihr schlaft nur immer, ihr Halunken! Hast Du nichts gehört?“

„Nein,“ erwiderte dieser. „Was giebt's?“

„Wo schlafen die andern?“

„Die andern schlafen wo man ihnen gesagt hat . . . Ist denn etwas . . .?“

„Schweig! — Komm mit mir!“

Leise öffnete Naum die Thüre nach dem Hof. Es war stockfinster, die Ställe und die Wagenscheune konnte man nur deshalb unterscheiden, weil sie sich in der tiefen Finsternis noch schwärzer abhoben.

„Soll ich nicht eine Laterne anzünden?“ fragte Fedor halblaut, aber Naum antwortete nur durch eine Handbewegung und hielt den Atem an. Zuerst vernahm er nichts, als jene nächtlichen Laute, welche man fast überall an bewohnten Orten hört, ein Pferd kaut seinen Hafer, ein Schwein grunzt ein- oder zweimal leise im Schlafe, irgendwo schnarcht ein Mensch. Aber plötzlich gelangte ein verdächtiges Geräusch zu seinem Ohr, welches sich am Ende des Hofes selbst am Zaune erhob.

Dort schien jemand sich zu rühren, man hörte eine Art von Reuchen oder Blasen . . . Naum sah über die Schulter nach Fedor zurück und ging vorsichtig auf das Geräusch zu, ein- oder zweimal hielt er an und horchte und schlich dann weiter.

Plötzlich fuhr er zusammen. Zehn Schritte von ihm leuchtete ein glühender Punkt durch die tiefe

Finsternis. Es war eine glühende Kohle und bei dem Scheine derselben zeigte sich auf einen Augenblick ein menschliches Gesicht mit vorgestreckten Lippen, Rasch und leise, wie eine Katze auf die Maus, stürzte Naum auf das Feuer zu, eine lange Gestalt erhob sich eilig von der Erde, warf sich ihm entgegen und hätte ihn beinahe umgeworfen und sich aus seinen Händen befreit, aber er klammerte sich aus allen Kräften an dieselbe an.

„Fedor! Andre! Petruschka!“ schrie er aus aller Kraft. „Kommt rasch hierher! Hierher! Ich habe einen Räuber gefangen, einen Mordbrenner!“

Der Mensch, welchen er festhielt, versuchte aus allen Kräften, sich zu befreien, aber Naum ließ ihn nicht los. Fedor eilte ihm sogleich zu Hülfe.

„Eine Laterne! Schnell eine Laterne! Lauf nach einer Laterne! Wecke die andern auf! Rasch!“ schrie ihm Naum zu. „Ich werde schon allein mit ihm fertig! Rasch, bringe einen Strick, um ihn zu binden!“

Fedor lief nach dem Hause. Der Mensch, welchen Naum festhielt, gab endlich den Widerstand auf.

„Es ist Dir also nicht genug an meiner Frau, meinem Geld und Hof, Du willst mich auch noch zu Grunde richten?“ sagte er dumpf.

Naum erkannte Akims Stimme.

„Also Du bist's, mein Täubchen?“ sagte er.
„Gut, warte nur!“

„Laß mich los,“ sagte Akim. „Oder hast Du noch nicht genug?“

„Ich werde Dir morgen vor dem Richter zeigen, ob ich genug habe.“ Und Naum umklammerte Akim noch fester.

Die Leute eilten mit zwei Laternen und Stricken herbei.

„Bindet ihn!“ befahl Naum.

Die Leute ergriffen Akim und banden ihm die Hände auf den Rücken, einer derselben fing an zu schimpfen, aber als er den früheren Krugwirt erkannte, schwieg er und wechselte Blicke mit den andern.

„Siehst Du,“ sagte Naum, indem er mit der Laterne auf dem Boden umherleuchtete, „hier sind auch Kohlen in einem Topf! Seht her, im Topf

hat er eine ganze Kohlenglut herbei gebracht! Man muß noch erfahren, wo er diesen Topf genommen hat! Da hat er auch Zweige abgebrochen!”

Naum zertrat sorgfältig die Kohlen mit dem Fuße.

„Durchsuche ihn einmal, Fedor, ob er nicht noch etwas bei sich hat!”

Fedor durchsuchte und betastete Akim, welcher unbeweglich da stand und den Kopf wie eine Leiche auf die Brust hängen ließ.

„Hier ist ein Messer!” sagte Fedor, und nahm aus Akims Brusttasche ein Küchenmesser.

„Aha, mein Lieber, man sieht, was Du im Sinne hattest!” rief Naum. „Kinder, Ihr seid Zeugen . . . er wollte mich erstechen und den Hof in Brand stecken! Schließt ihn bis zum Morgen im Keller ein, von da wird er nicht entkommen! Ich werde selbst die ganze Nacht Wache stehen und morgen früh bringen wir ihn zum Isprawnik, (Landpolizeimeister) und Ihr seid Zeugen, hört Ihr!”

Akim wurde in den Keller gestoßen und die Thüre hinter ihm zugeschlossen. Naum stellte zwei seiner Leute als Wache davor und legte sich schlafen.

Inzwischen hatte sich die Frau Jefrems überzeugt, daß ihr ungebetener Gast nicht mehr da war, und begann, Frühstück zu bereiten, obgleich es noch dämmerte. Es war ein Feiertag, sie hockte am Ofen um Feuer zu machen, und bemerkte, daß jemand schon zuvor Kohlen herausgenommen hatte. Dann griff sie nach ihrem Messer, — konnte es aber nicht finden. Endlich vermißte sie auch einen von ihren vier Töpfen.

Nicht ohne Grund galt sie für ein kluges Weib. Sie wurde nachdenklich und ging endlich in die Kumpelkammer zu ihrem Manne. Es war nicht leicht, ihn zu wecken, und noch schwerer, ihm begreiflich zu machen, warum sie ihn geweckt hatte. Auf alles was sie ihm sagte, antwortete Jefrem immer dasselbe.

„Ist er gegangen? — Nun, Gott sei mit ihm! . . . Was geht's mich an? Das Messer und den Topf hat er mitgenommen? — Nun, Gott sei mit ihm! Was soll ich machen?“

Endlich aber stand er auf und hörte die Frau

aufmerksam an und kam zu dem Schluß, die Sache sei nicht gut und dürfe nicht so bleiben.

„Ja,“ bestätigte die Frau, „es ist schlimm, er wird noch ein Unglück anrichten in der Verzweiflung. Ich habe schon gestern gesehen, daß er nicht schlief, als er auf dem Ofen lag. Du solltest Dich ein bisschen erkundigen.“

„Höre, Uliana, was ich Dir sage,“ begann Jefrem, „ich gehe jetzt selbst nach dem Krug, aber Du, Mütterchen, sei liebenswürdig und gib mir ein kleines Schnäpschen zur Ernüchterung.“ Uliana wurde nachdenklich.

„Nun gut, ich werde Dir einen Schnaps geben,“ entschied sie endlich, „aber nimm Dich in acht und mache keine Dummheiten!“

„Sei ganz ruhig, Uliana.“

Nachdem er sich mit einem Schnäpschen gestärkt hatte, machte sich Jefrem auf den Weg nach dem Krug. Der Tag war eben angebrochen, als er in den Hof einfuhr. An der Pforte stand schon ein angespannter Wagen und einer der Leute Naums saß auf dem Bock und hielt die Zügel.



„Wohin geht's?“ fragte ihn Jefrem.

„In die Stadt!“ erwiderte der Mensch widerwillig.

„Warum das?“

Der Knecht zuckte nur mit den Achseln, ohne zu antworten. Jefrem sprang vom Pferde und ging ins Haus. Auf dem Flur begegnete er Naum, ganz angekleidet mit dem Hut auf dem Kopfe.

„Meinen Glückwunsch dem neuen Wirt!“ sagte Jefrem, der ihn persönlich kannte. „Wohin so früh?“

„Ja, da giebt es etwas Glück zu wünschen!“ erwiderte Naum mürrisch, „am ersten Tag bin ich beinahe abgebrannt!“

Jefrem fuhr zusammen.

„Wie so das?“

„Nun, da fand sich ein guter Mensch, der mir das Haus anstecken wollte, aber ich habe ihn auf der That ertappt. Jetzt wird er zur Stadt geführt!“

„Ist es vielleicht gar Akim?“ fragte Jefrem langsam.

„Woher weißt Du das? Ja, es ist Akim, er kam in der Nacht mit einem Topf voll Kohlenglut

und wollte eben Feuer anlegen, alle meine Leute sind Zeugen! Willst Du ihn sehen? Wir haben noch Zeit, ihn abzuführen.“

„Väterchen Naum Zwanitsch,“ begann Jefrem, „laßt ihn los! Richten Sie den Alten nicht ganz zu Grunde! Nehmen Sie nicht diese Sünde auf ihre Seele, Naum Zwanitsch! Bedenken Sie, — ein Mensch in der Verzweiflung, — er mußte nicht, was er that . . .“

„Genug! Unsinn!“ unterbrach ihn Naum. „Nicht übel! Ich soll ihn loslassen! Dann wird er morgen nochmals Feuer anlegen!“

„Das wird er nicht thun, Naum Zwanitsch! Glauben Sie mir, Sie werden ruhiger sein! — Es wird eine Untersuchung geben vor Gericht, — Sie wissen ja selbst . . .“

„Nun, und was weiter? Ich brauche das Gericht nicht zu fürchten!“

„Väterchen Naum Zwanitsch, wie soll man das Gericht nicht fürchten?“

„Ach, höre auf, ich sehe, Du bist schon am frühen Morgen betrunken, und heute ist überdies Feiertag!“

Plötzlich begann Jefrem ganz unerwartet zu weinen.

„Ich bin betrunken, aber was ich sage, ist wahr!“ murmelte er, „und Sie, vergeben Sie ihm um des christlichen Feiertags willen!“

„Nun komm', Du Heulmeier!“

Und Naum trat auf die Treppe.

„Um Andotjas willen vergeben Sie ihm!“ sagte Jefrem, ihm nachfolgend.

Naum trat an den Keller und öffnete weit die Thür. Mit furchtsamer Neugierde reckte Jefrem den Hals hinter Naumows Rücken und erkannte mit Mühe in der Ecke des niedrigen Kellers Akim. Der einst reiche Hofbesitzer, welchen alle in der Umgegend achteten, saß mit gebundenen Händen auf einem Bund Stroh, wie ein Verbrecher. Als er das Geräusch vernahm, erhob er den Kopf. Er schien in den letzten zwei Tagen schrecklich gealtert zu sein, besonders in dieser Nacht. Die glühenden Augen waren kaum sichtbar unter der hohen, wachsgelben Stirn, seine vertrockneten Lippen hatten sich dunkel gefärbt, sein ganzes Gesicht war verändert und hatte

einen schrecklichen Ausdruck von ohnmächtiger Wut und Furcht angenommen.

„Stehe auf und komm heraus,“ sagte Naum.

Akim erhob sich und schritt über die Schwelle.

„Akim Semewitsch,“ stotterte Jefrem, „hast Du den Kopf verloren, mein Täubchen?“

Akim blickte ihn schweigend an.

„Hätte ich gewußt, wozu Du nach Branntwein verlangtest, — ich hätte Dir keinen gegeben! Wirklich nicht! Ich hätte lieber selbst alles ausgetrunken!“
„Ach, Naum Swanitsch!“ rief Jefrem und faßte Naum am Arm, „verzeihen Sie ihm! Lassen Sie ihn los!“

„So ein Spaß!“ bemerkte Naum spöttisch.
„Nun komm heraus!“ fügte er hinzu, sich nochmals an Akim wendend. „Was wartest Du?“

„Naum Swanitsch . . .“ begann Akim.

„Was?“

„Naum Swanitsch,“ wiederholte Akim, „höre mich an! Ich bin schuldig, ich wollte selbst mit Dir abrechnen, aber Gott wird uns beide richten! Du hast mir alles genommen, das weißt Du, alles, bis aufs Letzte! Jetzt kannst Du mich zu Grunde richten,

aber ich sage Dir, wenn Du mich jetzt losläßt, — nun, dann mag es so sein, behalte alles, ich bin einverstanden und wünsche Dir alles Glück. Aber ich sage Dir, wie vor Gott, wenn Du mich losläßt, so wirst Du es nicht bereuen! Gott sei mir Dir!“

Alim schloß die Augen und schwieg.

„Wie kann ich Dir glauben?“ erwiderte Naum.

„Bei Gott, man kann ihm glauben,“ sagte Jefrem, „ich bin bereit, für Alim mit meinem Kopf mich zu verbürgen!“

„Unsinn!“ rief Naum. „Wir fahren!“

Alim sah ihn an.

„Thue, was Du für gut findest, Naum Swanitsch, aber Du nimmst viel auf Deine Seele! Gut, wenn Du nicht anders kannst, — fahren wir! . . .“

Naum sah Alim scharf an.

„Wirklich, dachte er, „mag er zum Teufel gehen, sonst werden mir die Leute das Leben sauer machen, und vor Awdotja werde ich keine Ruhe haben.“

Während Naum überlegte, sprach keiner ein Wort, der Knecht auf dem Wagen, welcher durch die Pforte alles mit ansah, nickte nur mit dem Kopf und

hieb mit dem Leitseil auf die Pferde, die beiden anderen Diener standen auf der Treppe und schwiegen gleichfalls.

„Nun, höre Alter,“ begann Naum, „wenn ich Dich loslasse, — und diesen Burschen da,“ — er deutete mit dem Kopf auf seine Leute, — „befehle, nicht zu schwagen, dann werde ich mit Dir quitt sein! — Verstehst Du, quitt! Wie?“

„Wie ich Dir sage, Du kannst alles behalten.“

„Du wirfst mich nicht als Deinen Schuldner ansehen?“

„Nein, weder wirfst Du bei mir in Schuld sein, noch ich bei Dir!“

Wieder schwieg Naum.

„Schwöre es!“

„Nun, so wahr Gott lebt!“ erwiderte Akim.

„Ich weiß im voraus, daß ich es bereuen werde,“ sagte Naum, „aber mag es so sein! Gieb Deine Hand her!“

Akim wandte ihm den Rücken zu und Naum begann, ihn loszubinden.

„Siehst Du, Alter,“ fügte er hinzu, indem

er von seinem Handgelenk den Strick abnahm, „erinnere Dich, ich habe Dich verschont! Denke daran!“

„Naum Zwanitsch,“ stotterte Jefrem gerührt, „der Herr wird Sie segnen!“

Akim streckte seine geschwollenen und erkalteten Arme aus und ging der Pforte zu. Plötzlich that es Naum leid, daß er Akim freigelassen hatte.

„Du hast geschworen, denke daran!“ rief er ihm nach.

Akim wandte sich um und ließ seinen Blick durch den ganzen Hof schweifen. Dann sagte er kummervoll: „Behalte alles ungestört! . . . Lebe wohl!“

Langsam ging er auf die Straße hinaus, begleitet von Jefrem. Naum machte eine Handbewegung und befahl, den Wagen auszuspannen, dann wandte er sich dem Hause zu.

„Wohin gehst Du, Akim? Kommst Du nicht zu mir?“ sagte Jefrem, als er sah, daß Akim auf der großen Straße sich nach rechts wandte.

„Nein, Jefrem, ich danke Dir!“ erwiderte Akim.

„Ich muß nachsehen, was meine Frau macht.“

„Du kannst später nachsehen, . . . aber jetzt müssen wir aus Freude ein bischen . . .“

„Nein, ich danke Dir, Jefrem! Es ist genug! Lebe wohl!“ Und Akim ging, ohne sich umzusehen.

„Oho, es ist genug!“ sagte der verduzte Küster, „und ich habe noch für ihn gesprochen und geschworen! Das hatte ich nicht erwartet!“ fügte er ärgerlich hinzu. „Pfui!“

Er erinnerte sich, daß er vergessen hatte, sein Messer und seinen Topf mitzunehmen und kehrte in den Krug zurück. Naum ließ ihm seine Sachen geben, dachte aber nicht daran, ihn zu bewirten. Ganz ärgerlich und vollkommen nüchtern erschien er zu Hause.

„Nun, was ist's?“ fragte seine Frau, „hast Du ihn gefunden?“

„Was gefunden?“ sagte Jefrem. „Natürlich habe ich ihn gefunden, hier, Deinen Topf!“

„Akim?“ fragte die Frau mit besonderem Nachdruck.

Jesrem nickte mit dem Kopfe.

„Nun ja, Akim! Aber was ist er für ein Dummkopf! Ich habe für ihn geschworen! Wäre ich nicht gewesen, würde er ins Gefängniß kommen! Wenn er mir wenigstens ein Schnäpschen vorgesetzt hätte! Uliana, würdige Du mich wenigstens, gieb mir ein Schnäpschen!“

Aber Uliana verstand ihn nicht zu würdigen und jagte ihn fort aus ihren Augen.

Inzwischen ging Akim mit langsamen Schritten den Weg nach dem Dorfe zu. Er konnte noch nicht ganz zur Besinnung kommen, innerlich zitterte alles in ihm, wie bei einem Menschen, welcher eben dem Tod entronnen ist. Er glaubte kaum an seine Freiheit, mit stumpfer Bewunderung blickte er die Felder, den Himmel, die Lerchen in der warmen Luft an. Am vorhergehenden Tage hatte er bei Jesrem von Mittag an nicht geschlafen, obgleich er unbeweglich auf dem Ofen lag. Anfangs wollte er mit Branntwein seinen unerträglichen Schmerz und Gram, seine machtlose Wut betäuben. . . . Aber der Branntwein konnte ihn nicht besänftigen und er

begann nachzudenken, auf welche Weise er sich an seinem Feinde rächen könnte.

Er dachte nur an Naum, die Gutsherrin kam ihm nicht in den Sinn, ebensowenig, wie Awdotja. Gegen Abend steigerte sich sein Rachedurst bis zur Unerträglichkeit und er, der gutmütige und schwache Mensch erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Nacht, und wie ein Wolf nach Beute geht, eilte er mit feurigen Kohlen nach seinem Hause, um es zu vernichten. Aber er wurde ergriffen und eingeschlossen. . . . Es wurde Nacht um ihn und was alles dachte er nicht in dieser schrecklichen Nacht! Es ist schwer, alles mit Worten auszudrücken, was in solchen Augenblicken in einem Menschen vorgeht und welche Qualen er empfindet. Das ist um so schwerer, als diese Qualen in dem Menschen selbst wortlos und stumm sind . . . Gegen Morgen, ehe Naum und Jefrem kamen, wurde Akim etwas leichter . . . „Alles ist verloren,“ dachte er, „alles ist vom Winde zerstreut worden!“ Wäre er von Natur ein böser Mensch gewesen, so hätte er in diesem Augenblick ein Verbrecher werden können. Aber in Akims Natur lag

nichts Böses. Unter dem Schlag des unerwarteten und unverdienten Unglücks, in der Verzweiflung, hatte er sich zu einer verbrecherischen That entschlossen, welche ihn bis zum Grund erschütterte, aber als sie mißlang, nur eine tiefe Leere in ihm hinterließ. Im Gefühl seiner Schuld riß er sich von allen Rücksichten los und begann mit bitterem Gefühl, aber eifrig zu beten. Anfangs betete er flüsternd, endlich, vielleicht zufällig, sprach er laut: „Herr!“ — und Thränen brachen aus seinen Augen hervor. Lange weinte er, endlich aber beruhigte er sich. . . . Er hätte vielleicht den Verstand verloren, wenn er für seinen gestrigen, verbrecherischen Versuch hätte büßen müssen. . . . Aber er erhielt unerwartet die Freiheit und ging, halb besinnungslos, ganz niedergeschlagen, aber ruhig, um seine Frau aufzusuchen.

Das Herrenhaus stand eine halbe Werst von dem Dorf, in einiger Entfernung links von der Landstraße, welche Akim verfolgte. An der Stelle, wo ein Seitenweg zum Herrenhaus führte, blieb er stehen . . . dann ging er vorüber und beschloß,

zuerst in seine frühere Hütte zu seinem alten Onkel zu gehen.

Die kleine und schon sehr alte Hütte Akims stand fast am Ende des Dorfes. Er ging die ganze Straße entlang, ohne einer menschlichen Seele zu begegnen. Alle waren in der Kirche, nur ein krankes, altes Weib hob das Schiebfensterchen auf, um ihm nachzusehen und ein kleines Mädchen, das mit einem leeren Eimer nach dem Brunnen lief, starrte ihn an und verfolgte ihn auch mit ihren Blicken.

Der erste Mensch, der ihm begegnete, war sein Onkel, den er suchte. Vom frühen Morgen an saß der Alte müßig am Fenster, schnupfte Tabak und wärmte sich in der Sonne. Er fühlte sich nicht ganz gesund und war deswegen nicht in die Kirche gegangen, sondern wollte einen anderen, ebenfalls kranken Nachbarn besuchen. Als er plötzlich Akim erblickte, blieb er stehen und erwartete seine Annäherung. Dann blickte er ihm ins Gesicht und sagte: „Sei gegrüßt, Akimuscha!“

„Sei gegrüßt!“ erwiderte Akim und ging an dem Alten vorüber in seine Hütte. Im Hofe standen

seine Pferde, die Kuh, der Wagen, dort gingen auch seine Hühner umher . . . Schweigend trat er in die Hütte. Der Alte folgte ihm nach. Akim setzte sich auf eine Bank. Der Alte blieb an der Thür stehen und sah ihn mitleidig an.

„Wo ist meine Frau?“ fragte Akim.

„Im Herrenhaus,“ erwiderte der Alte. „Hier hat man Dein Vieh abgestellt und die Koffer, und sie ging dort hin. Soll ich sie holen?“

Akim schwieg.

„Hole sie!“ sagte er endlich. „Ach, Onkelchen,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, während jener seine Mütze vom Nagel nahm, „erinnerst Du Dich, was Du mir am Abend vor der Hochzeit gesagt hast?“

„Es geschieht alles nach dem Willen Gottes, Akimuschka.“

„Erinnerst Du Dich, Du sagtest mir, ich sei nicht mehr ein Bauer wie Ihr anderen, und wie ist's jetzt gekommen? . . . Nun bin ich selber ein armer Teufel geworden.“

„Gegen böse Menschen kann man sich nicht schützen,“ erwiderte der Alte. „Wer kann einen

Böfewicht zum Guten lenken? Vielleicht ein Herr oder eine andere Gewalt. Wen fürchtet er sonst? Ein Wolf läßt nicht von seiner Art.“ Der Alte setzte die Mütze auf und ging.

Awdotja war eben aus der Kirche gekommen, als man ihr sagte, der Onkel ihres Mannes frage nach ihr. Bis zu dieser Zeit hatte sie ihn selten gesehen. Er kam nicht oft nach dem Krug und hatte immer für einen Sonderling gegolten. Er liebte leidenschaftlich den Tabak und war sehr schweigsam.

Sie ging zu ihm hinaus.

„Was giebt's, Petrowitsch, ist etwas vorgefallen?“

„Nichts ist vorgefallen, Awdotja, Dein Mann fragt nach Dir.“

„Ist er zurückgekommen?“

„Ja.“

„Wo ist er jetzt?“

„Im Dorf in seiner Hütte sitzt er.“

Awdotja wurde ängstlich.

„Wie ist's, Petrowitsch?“ fragte sie und sah ihn gespannt an. „Ist er sehr zornig?“

„Ich habe nichts davon bemerkt.“

Ambotja schlug die Augen nieder.

„Nun, ich komme gleich!“ sagte sie, legte ein großes Tuch um und beide gingen. Unterwegs schwiegen sie bis zum Dorfe. Als sie sich der Hütte näherten, überfiel Ambotja eine solche Furcht, daß ihre Kniee zitterten.

„Väterchen Petrowitsch,“ sagte sie, „gehe Du zuerst hinein . . . sage ihm, ich sei gekommen.“

Der Alte trat in die Hütte. Er fand Akim in tiefes Nachdenken versunken, noch auf derselben Stelle, wo er ihn verlassen hatte.

„Wie ist's?“ fragte Akim den Kopf erhebend. „Ist sie nicht gekommen?“

„Sie ist da,“ erwiderte der Alte, „draußen an der Pforte steht sie.“

„Nun, schicke sie herein!“

Der Alte ging hinaus, winkte Ambotja mit der Hand und sagte ihr: „Geh hinein!“ Dann setzte er sich wieder zur Ruhe. Zitternd öffnete Ambotja die Thüre, überschritt die Schwelle und blieb stehen . . . Akim blickte sie an.

„Nun, Awdotja,“ begann er, „was werden wir jetzt machen?“

„Ich bin an allem schuld!“ flüsterte sie.

„Ach, Awdotja, wir sind alle sündige Menschen, was ist da zu reden?“

„Dieser Bösewicht hat uns beide zu Grunde gerichtet,“ sagte Awdotja mit lauter Stimme, während die Thränen über ihre Wangen liefen. „Aber lasse das nicht so, Akim! Nimm ihm das Geld wieder ab! Schone mich nicht! Ich bin bereit, zu beschwören, daß ich ihm das Geld als Anlehen gab! Die gnädige Frau war willens, unsern Hof an ihn zu verkaufen, und dazu hat er uns beraubt. Nimm ihm das Geld wieder ab!“

„Ich kann ihm das Geld nicht abnehmen,“ erwiderte Akim finster. „Wir haben abgerechnet!“

„Wieso das?“ fragte Awdotja erstaunt.

„Das will ich Dir sagen. Weißt Du,“ fuhr er mit glühenden Augen fort, „weißt Du, wo ich die Nacht zugebracht habe? Du weißt es nicht? Bei Naum im Keller, an Händen und Füßen gebunden wie ein Hammel! So habe ich die Nacht

verbracht. Ich wollte den Krug anzünden und er hat mich abgefaßt, dieser Raum! Er ist furchtbar schlau! Heute wollte er mich zur Stadt führen, aber er hat mich frei gelassen, deshalb kommt es mir nicht zu, das Geld zurück zu fordern. Und wie soll ich ihm das Geld abnehmen? ‚Wann habe ich von Dir Geld entlehnt?‘ wird er fragen. Soll ich darauf sagen, meine Frau hat es ausgegraben und Dir gebracht? ‚Deine Frau hat gelogen!‘ wird er sagen. Hast Du noch nicht genug an dem Skandal, Ambotja? Schweige lieber, sage ich Dir, schweige!“

„Ich bin schuldig, Akim, verzeihe!“ flüsterte Ambotja wieder angstvoll.

„Nicht darum handelt sich's jetzt,“ erwiderte Akim nach kurzem Schweigen. Aber was werden wir jetzt machen? Das Haus ist fort . . . das Geld auch . . .“

„Wir werden uns schon irgendwie durchschlagen, Akim, wir werden die Herrin bitten, sie wird uns helfen, das hat mir Kirillowna versprochen,“

„Nein, Ambotja, Du kannst sie selber bitten mit Deiner Kirillowna zusammen. Ihr seid alle von derselben Sorte! Aber höre, was ich Dir sage. Du

bleibst jetzt hier, ich aber muß fort. Zum Glück haben wir keine Kinder und allein werde ich nicht umkommen.“

„Was hast Du vor, Akim? Willst Du wieder als Fuhrmann fahren?“

Akim lachte bitter.

„Ein schöner Fuhrmann! Nichts auszusetzen! Nein, Awdotja, das ist nicht so eine Sache, wie zum Beispiel das Heiraten. Zu diesem Geschäft taugt ein alter Mensch nicht mehr. Aber hier will ich nicht bleiben. Ich will nicht, daß man auf mich mit Fingern deutet, verstehst Du? Ich werde gehen, meine Sünden abzubüßen, Awdotja. Das ist's, was ich vorhabe.“

„Was hast Du für Sünden abzubüßen, Akim?“ fragte Awdotja schüchtern.

„Das weiß ich selbst am besten.“

„Aber wie willst Du mich hier zurücklassen? Wie soll ich ohne Mann leben?“

„Wie ich Dich hier zurücklasse? Ach, Awdotja, wie kannst Du so fragen? Du hast sehr nötig einen solchen Mann wie ich! Einen alten und dazu noch

ganz verarmten Menschen, nicht wahr? Bist Du früher ohne mich ausgekommen, wirst Du auch künftig ohne mich auskommen. Alles, was uns noch geblieben ist, kannst Du nehmen, fort damit! . . .“

„Wie Du meinst, Akim!“ erwiderte Awdotja kummervoll. „Du verstehst es besser!“

„Gut. Aber denke nicht, daß ich zornig auf Dich sei, Awdotja! Nein, wozu zürnen, wenn es nun doch schon so ist! Ich hätte früher alles bedenken müssen, ich bin selbst schuld und dafür bestraft worden!“ Akim seufzte. „Ich bin ein alter Mensch, es ist Zeit, an mein Seelenheil zu denken! Gott selbst hat mich zur Vernunft gebracht! Ich bin ein alter Dummkopf gewesen und wollte mit einer jungen Frau zu meinem Vergnügen leben . . . Nein, Alter, besser, Du gehst beten! Beuge die Stirne bis zur Erde, leide und faste . . . Nun geh, Mütterchen, ich bin sehr müde, ich muß ein wenig schlafen.“

Akim streckte sich seufzend auf der Bank aus.

Awdotja wollte noch etwas sagen, blieb ungeschlüssig stehen, sah ihn an und dann wandte sie

sich und ging . . . Sie hatte nicht erwartet, so billig davon zu kommen.

„Was? Hat er Dich nicht durchgehauen?“ fragte sie der Alte, welcher ganz zusammengekrümmt in der Sonne saß, als sie bei ihm vorüberging. Amdotja ging schweigend weiter.

„Siehst Du, er hat sie nicht gehauen!“ sagte der Alte lachend vor sich hin, strich sich den Bart und nahm eine Pife. —

Alim führte sein Vorhaben aus. Er ordnete rasch seine kleinen Angelegenheiten und einige Tage nach diesem Gespräch ging er in Reisekleidern, um Abschied zu nehmen, zu seiner Frau, welche vorläufig in dem Herrenhause wohnte. Der Abschied dauerte nicht lange.

Kirillowna, welche dazu kam, riet Alim, zur Herrin zu gehen, was er auch that. Die gnädige Frau empfing ihn mit einiger Verwirrung, reichte ihm aber freundlich die Hand und fragte, wohin er gehen wolle. Er erwiderte, er werde zuerst nach Kiew gehen und von da wohin Gott ihn führen werde. Sie belobte ihn und entließ ihn.

Seit dieser Zeit zeigte er sich sehr selten zu Hause, unterließ es aber nicht, der Herrin zuweilen geweihtes Brot zu bringen. Aber überall, wohin die russischen Pilger ziehen, konnte man seine hagere und gealterte, aber immer noch wohlgebildete und schlanke Gestalt sehen, bald am Ufer des weißen Meeres, bald in Kiew, bald in Moskau, wo er fast jedes Frühjahr erschien.

So schritt er von Land zu Land mit seinen ruhigen, aber unermüdblichen Schritten. Man sagt, er sei sogar in Jerusalem gewesen. Er schien vollkommen ruhig und glücklich zu sein, und Leute, die ihn gesprochen hatten, erzählten viel von seiner Frömmigkeit und Demut.

Inzwischen ging Naums Wirtschaft vortrefflich, er betrieb seine Geschäfte lebhaft und sachkundig. Jedermann in der Umgegend wußte, mit welchen Mitteln er sich den Krug verschafft hatte, man wußte auch, daß Awdotja ihm das Geld ihres Mannes gegeben hatte. Naum war nicht beliebt wegen seines kalten und schroffen Wesens und mit allgemeiner Mißbilligung erzählte man von ihm, er habe sogar

einmal Akim, welcher vor dem Fenster um ein Almosen bat, eine Gabe verweigert. Aber alle stimmten darin überein, daß es keinen glücklicheren Menschen, als Naum gäbe. Das Getreide wuchs besser bei ihm, als bei den Nachbarn, seine Bienen schwärzten mehr, sogar seine Hühner legten öfter, sein Vieh wurde nie krank und die Pferde nicht lahm . . .

Awdotja konnte lange seinen Namen nicht hören. Sie hatte den Vorschlag der Herrin angenommen und war wieder bei ihr in Dienst getreten als Weißzeugverwalterin. Endlich aber milderte sich ihr Abscheu. Man sagt, die Not habe sie gezwungen, sich an ihn zu wenden, und er habe ihr hundert Rubel gegeben . . . Man darf nicht zu streng über sie urteilen, die Armut bezähmt jeden, und die plötzliche Umwälzung in ihrem Leben hatte sie sehr gebeugt und gedemütigt. Es ist schwer zu glauben, wie schnell sie häßlich wurde und Mut und Kraft verlor.

Wie endigte das alles? fragt der Leser.

Es endigte wie folgt. Nachdem Naum etwa fünfzehn Jahre lang erfolgreich gewirtschaftet hatte, verkaufte er seinen Krug mit Gewinn an einen

anderen Kleinbürger. Er hätte sich niemals von dem Hof getrennt, wenn nicht ein augenscheinlich unbedeutender Umstand eingetreten wäre. Zwei Abende hinter einander heulte sein Hund kläglich vor dem Fenster. Das zweite Mal ging er auf die Straße hinaus, blickte den heulenden Hund aufmerksam an und wiegte den Kopf. Dann ging er zur Stadt und an demselben Tage einigte er sich mit dem Käufer, mit welchem er schon lange um den Hof in Verhandlung stand.

Nach einer Woche fuhr er davon in die Ferne, in ein anderes Gouvernement. Der neue Wirt nahm seine Stelle ein, und was geschah? An demselben Abend brannte der Hof ab, nicht eine einzige Scheune blieb übrig, und der Nachfolger Raums war ein Bettler. Der Leser kann sich leicht vorstellen, was für Gerede in der Umgegend über diesen Feuerschaden entstand. „Man sieht, er hat den Erfolg mit sich fortgenommen!“ behaupteten alle. Es geht das Gerücht, Raum sei durch Getreidehandel sehr reich geworden. Aber auf lange? Noch ganz andere Säulen

sind in den Staub gefallen, und böse Thaten führen früh oder spät zu einem bösen Ende.

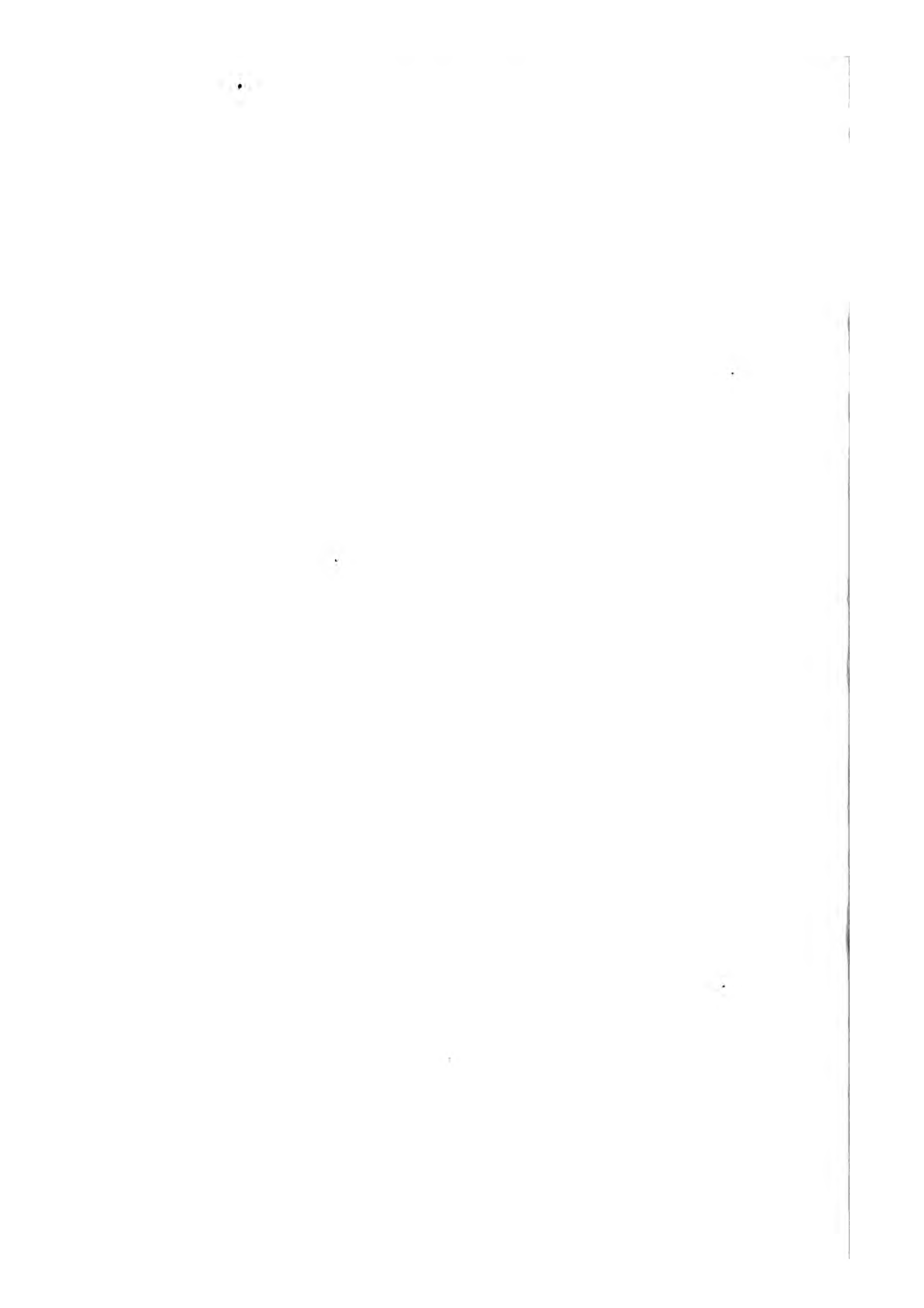
Von Elisabeth Prochorowna, der Herrin ist nichts zu sagen. Sie lebt noch jetzt, und wie es bei Leuten ihrer Art oft zu beobachten ist, hat sie sich kaum verändert. Sie hat sogar nicht sehr gealtert, nur noch etwas hagerer ist sie geworden. Dabei ist sie aber immer geiziger geworden, obgleich schwer zu begreifen ist, für wen sie alles zusammenscharrt, da sie keine Kinder und für niemand Zuneigung hat. Sie spricht oft von Alim und versichert, seit der Zeit, da sie alle seine Fähigkeiten erkannt habe, habe sie angefangen, den russischen Bauern sehr zu achten.

Kirillowna hat sich für eine ansehnliche Summe von ihr losgekauft und heiratete aus Liebe einen jungen, blondlockigen Verwalter, welcher sie sehr schlecht behandelt.

Uwdotja lebt noch immer bei der Herrin, in der Mägdeabteilung, aber sie ist noch einige Stufen tiefer gesunken, kleidet sich sehr schlecht, fast schmutzig und von der Residenzbildung der modischen Kammerzose, sowie von den Gewohnheiten der wohlhabenden

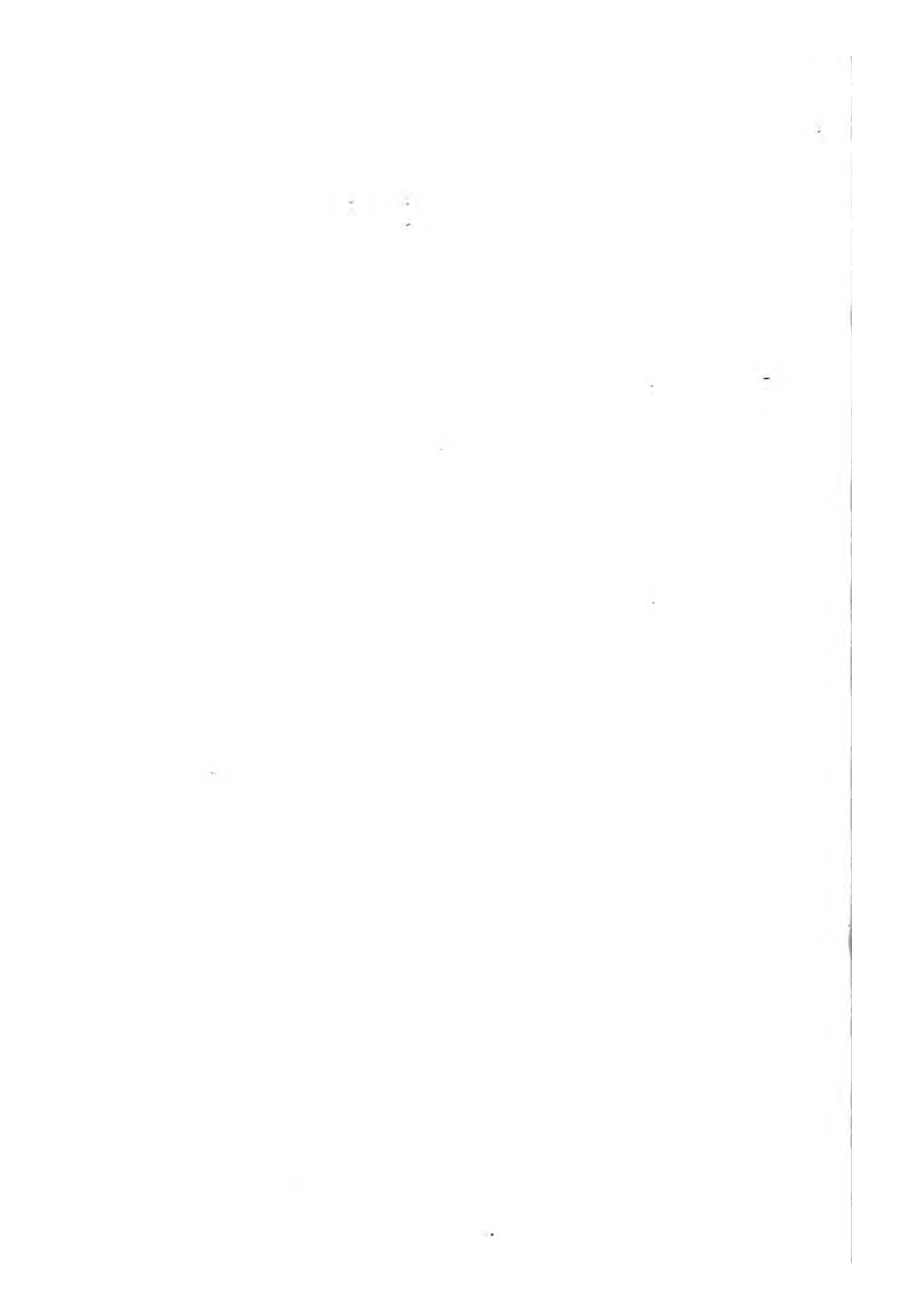
Wirtin ist keine Spur mehr übrig geblieben . . .
Niemand bemerkt sie, und sie ist selbst froh darüber,
unbemerkt zu bleiben. Der alte Onkel Petrowitsch
ist gestorben. Akim aber pilgert noch immer, und
Gott allein weiß, wie lange ihm noch beschieden sein
wird, zu pilgern.





Genug.

Bruchstück aus den hinterlassenen Aufzeichnungen
eines Künstlers.



I.

— — — — —

II.

— — — — —

III.

„Genug!“ sagte ich zu mir selbst, während meine Füße zögernd den steilen Abhang eines Berges hinabschritten und mich an das Ufer des stillen Fließchens brachten.

„Genug!“ wiederholte ich, indem ich den Harzgeruch des Fichtenwäldchens einatmete, welchem die Frische des anbrechenden Abends eine besondere Stärke und Schärfe verlieh.

„Genug!“ sagte ich nochmals, indem ich mich auf einen moosigen Erdhaufen unmittelbar am Ufer des Flusses setzte und auf seine dunkeln, trägen Wellen

hinabblickte, über welchen die hellgrünen Stengel eines dichten Schilfgebüsches schwankten.

„Genug! — Genug der süßen Träumereien! Es ist Zeit, sich aufzuraffen, es ist Zeit, den Kopf mit beiden Händen zu fassen und dem Herzen Schweigen zu gebieten! Genug der süßen Verzärtelung mit unbestimmten, aber überwältigenden Gefühlen, genug der Jagd nach jedem neuen Bild der Schönheit, nach jedem Flügelschlag ihrer feinen und starken Schwingen.

Alles ist schon erprobt, alles ist schon oftmals durchgekostet . . . Ich bin müde! — Was liegt mir daran, daß in diesem Augenblick das Abendrot immer weiter und heller sich am Himmel ausbreitet, wie eine alles überwindende Leidenschaft? Was liegt daran, daß zwei Schritte von mir, inmitten der Stille, der Wonne und des Glanzes des Abends, in der Tiefe des unbeweglichen Gebüsches die Nachtigall plötzlich so bezaubernde Klänge anstimmt, als ob es niemals auf der Welt Nachtigallen gegeben hätte und sie berufen sei, das erste Lied von der ersten Liebe zu fingen.

Alles das gehört der Vergangenheit an, das hat

sich tausendmal wiederholt und wird sich immer noch wiederholen! Und wenn ich daran denke, daß alles das eine ganze Ewigkeit hindurch so fortbauern wird, — wie auf Befehl' nach dem Gesetz — so wird mir sogar traurig zu Mute, ja . . . traurig!

IV.

Ach, wie bin ich alt geworden! Früher kamen mir solche Gedanken nicht einmal in den Sinn — früher, in jenen glücklichen Tagen, wo ich selbst erglühete wie das Abendrot und sang wie die Nachtigall! — Ich muß gestehen, alles umher ist dunkel geworden, das ganze Leben ist verwelkt, das Licht, welches dem Leben Farbe, Bedeutung und Kraft verleiht, jene Welt, welche aus dem Herzen des Menschen hervorgeht, ist in mir erloschen! . . . Nein, es ist noch nicht erloschen, aber es glüht kaum noch, ohne Strahlen, ohne Wärme.

Ich erinnere mich, einmal in der Nacht trat ich in Moskau an das vergitterte Fenster einer alten Kirche und lehnte mich an die ungleichen Scheiben.

Es war dunkel unter dem niedrigen Gewölbe, eine vergessene Lampe brannte mit schwacher, roter Flamme vor dem alten Bild eines Heiligen, von welchem man kaum die strengen, gebogenen Lippen unterscheiden konnte. Düstere Finsternis wallte ringsum und schien mit ihrer dumpfen Schwere den schwachen Strahl des unnötigen Lichtes erdrücken zu wollen . . . Und auch in meinem Herzen findet sich jetzt ein solches Licht und eine solche Finsternis wieder.

V.

Und das schreibe ich Dir, Dir, Du mein einziger und unvergeßlicher Freund, Dir, meine theure Genossin, welche ich auf immer verlassen habe, aber welche ich bis zum Ende meines Lebens lieben werde . . . Ach, Du weißt, was uns getrennt hat, aber ich will jetzt nicht daran erinnern. Ich habe Dich verlassen . . . aber auch hier in dieser fernen Einöde, in dieser Verbannung bin ich ganz von Dir durchdrungen und wie früher in Deiner Gewalt. Wie früher empfinde ich die süße Last Deiner Hand auf meinem gebeugten

Haupt. — Indem ich mich zum letztenmal aus meinem stummen Grabe erhebe, in dem ich jetzt liege, über schaue ich mit mildem, gerührtem Blick meine ganze Vergangenheit! . . . Es giebt keine Hoffnung und keine Wiederkehr; aber in meinem Innern giebt es keinen Kummer und kein Bedauern, und heller als das himmlische Blau, reiner als der erste Schnee auf den Spigen der Berge erheben sich wie die Ebenbilder verstorbener Götter, herrliche Erinnerungen . . . Sie drängen sich nicht in wirren Massen, sondern sie gehen ruhig vorüber in der Reihenfolge wie jene verhüllten Gestalten in den atheniensischen Tempeln, welche wir, erinnerst Du Dich? in den alten Basreliefs des Vatikans mit solchem Entzücken betrachteten

VI.

Ich habe eben von dem Licht gesprochen, welches von dem menschlichen Herzen ausgeht und die ganze Umgebung erleuchtet. Es verlangt mich danach, mit

Dir zu sprechen von jener Zeit, wo auch in meinem Herzen jenes wohlthätige Licht erglühete.

Höre! . . . Aber ich stelle mir vor, daß Du vor mir sitzt und mich ansiehst mit Deinem freundlichen und zugleich aufmerksamen, fast strengen Blicken. O, ihr unvergeßlichen Augen! Auf wen, worauf seid ihr jetzt gerichtet? Wer nimmt euren Blick in seinem Herzen auf? Diesen Blick, welcher wie aus einer unbekanntem Tiefe hervorblickt, ähnlich jenen gleich Dir geheimnisvollen und zugleich klaren und dunklen Quellen, welche auf dem Grunde enger Thäler, am Fuße hoher Klippen entspringen? . . . Höre! . . .

VII.

Es war am Ende des März, bald nachdem ich Dich zum erstenmal erblickt hatte; damals, als ich noch nicht ahnte, was Du mir sein werdest und doch bereits Dich im Herzen trug, stumm und verschwiegen. Ich mußte über einen der großen Ströme Rußlands setzen. Das Eis hatte sich noch nicht in Bewegung

gesezt, aber der Fluß schien anzuschwellen und dunkler zu werden. Schon seit drei Tagen herrschte Tauwetter. Ringsum schmolz der Schnee langsam und still, überall strömte Wasser zusammen, in der feuchten Luft wehte ein leiser Wind. Dieselbe gleichförmige Milchfarbe überfloß Erde und Himmel. Es war kein Nebel vorhanden, aber auch kein Licht, nicht ein einziger Gegenstand hob sich aus dem allgemeinen Weiß hervor, alles schien nahe und doch zugleich undeutlich zu sein.

Ich ließ meine Ribitka (Reisewagen) weit hinter mir und ging rasch über das Eis des Flusses. Außer dem dumpfen Klang meiner eigenen Schritte hörte ich nichts. Ich ging dahin, von allen Seiten eingehüllt von dem ersten Wehen des bevorstehenden Frühlings und nach und nach erhob sich in mir eine freudige, unbegreifliche Unruhe, welche mit jedem Schritt, mit jeder Bewegung wuchs. Sie verlockte mich und trieb mich zur Eile an und sie äußerte sich so stark, daß ich endlich erstaunt anhielt und mich fragend umschaute, als ob ich die innere Ursache meines verzückten Zustandes erforschen wollte . . . Alles

war still, weiß und schläfrig, aber ich erhob die Blicke. Hoch am Himmel flogen Zugvögel dahin.

„Frühling! Sei begrüßt!“ rief ich mit lauter Stimme. „Seid mir begrüßt, Leben, Liebe und Glück!“ Und in demselben Augenblick erschien in mir Dein Bild mit einer wonnig erschütternden Gewalt, plötzlich wie die Blume des Kaktus. Es erschien und blieb bezaubernd hell und schön, und ich begriff, daß ich Dich, nur Dich allein liebe, daß ich ganz von Dir erfüllt war.

VIII.

Ich denke an Dich . . . und viele andere Erinnerungen und Bilder erstehen vor mir, und überall bist Du, auf allen meinen Lebenswegen begegne ich Dir!

Bald erschien mir ein alter russischer Garten an dem Abhang eines Hügels, welcher von den letzten Strahlen der Sommer Sonne beleuchtet wird. Zwischen den Silberpappeln blickt das Bretterdach des Herrenhauses hervor, mit einer dünnen Rauchwolke über dem weißen Schornstein. Ein Pförtchen im Zaun stand

ein wenig offen, wie von einer unschlüssigen Hand gezogen; und ich stehe und warte, blicke nach dem Pförtchen, nach dem Sand auf dem Gartenweg, wundere mich und bin gerührt, alles, was ich sehe, erscheint mir ungewöhnlich und neu, mit einem hellen, freundlichen Geheimnis umgeben — und schon vernehme ich rasche Schritte. Ich lausche gespannt und sprungbereit wie ein Vogel, welcher eben sein Gefieder geschlossen hat und im Begriff ist, sich von neuem zu erheben — und mein Herz glüht und zittert in süßer Furcht vor dem rasch sich nähernden Glück.

IX.

Dann sehe ich eine alte Kirche in einer weiten, schönen Gegend. In Reihen liegt das Volk auf den Knieen, eine andächtige Kälte, etwas Bornehmes und Rührendes weht von dem hohen, nackten Gebäude, von den großen, oben sich ausbreitenden Säulen.

Du stehst neben mir, stumm und teilnahmslos, als ob Du mir ganz fremd seiest. Jede Falte Deines dunkeln Tuches hängt unbeweglich herab wie in Stein

ausgehauen. Unbeweglich liegt das Farbenspiel von den farbigen Fenstern, durch welche die Sonne scheint, zu Deinen Füßen auf den ausgetretenen Steinplatten.

Und dann ertönten die Klänge der Orgel in schweren Bogen, welche die vom Weihrauch verdunkelte Luft durchdrangen und unser Inneres erschütterten. Du erbleichst und richtest Dich auf, Dein Blick traf mich und erhob sich dann zum Himmel, mir aber schien es, daß nur eine unsterbliche Seele mit solchen Augen blicken könne.

X.

Dann erscheint mir ein anderes Bild.

Es war nicht eine altertümliche Kirche, die uns mit ihrer düstern Pracht überwältigt, die niedern Wände eines kleinen, behaglichen Zimmerchens scheiden uns von der ganzen Welt. Außer uns beiden giebt es nichts Lebendes, jenseits dieser freundlichen Wände herrscht Finsternis und Tod und das Nichts. Es ist nicht das Heulen des Sturmes, das Strömen des

Regens, das Chaos klagt und stöhnt und seine blinden Augen weinen. Bei uns aber ist's still und hell und warm und behaglich! Etwas Rätselhaftes, kindlich Unschuldiges, Schmetterlingartiges, nicht wahr? herrscht ringsum. Wir schmiegt uns aneinander, bogen die Köpfe zusammen und lasen beide ein gutes Buch. Ich fühle wie die feine Ader in Deiner zarten Schläfe schlägt, ich höre, wie Du lebst, Du hörst, wie ich lebe, Dein Lächeln entsteht auf meinem Gesicht eher als bei Dir, Du antwortest lautlos auf meine lautlosen Fragen, Deine Gedanken und meine Gedanken sind wie die beiden Flügel desselben Vogels, der sich zum Äther emporschwingt. Die letzten Grenzen sind gefallen und so spurlos ist alle Individualität verschwunden, daß wir selbst nicht den Wunsch haben, ein Wort, einen Blick zu wechseln, wir wünschen nur, zu atmen, vereint zu atmen, vereint zu lieben, vereint zu sein . . . und verlangen sogar nicht, dessen inne zu werden, daß wir vereint sind.

XI.

Aber endlich erscheint mir jener helle Septembermorgen, an welchem ich mit Dir in dem verödeten, aber nicht abgeblühten Garten des verlassenen Schlößchens spazieren ging, am Ufer eines großen, russischen Stromes, bei dem milden Licht des wolkenlosen Himmels. O, wie soll ich jene Gefühle ausdrücken?

Dieser unaufhörlich dahinfließende Strom, die Einsamkeit und Ruhe und Freude und eine gewisse wonnige Schwermut; dann die unbekante, einförmige Stadt, das herbstliche Zwitschern der Zugvögel in den hohen, hellen Bäumen, und diese Schmeicheleien, das Lächeln und die langen, milden, bis zum Grunde des Herzens dringenden Blicke und die Schönheit, die Schönheit in uns selbst, ringsum, überall — alles das ist erhaben über Worte!

O, die Bank, auf welcher wir schweigend saßen, wo wir in überströmendem Gefühl die Köpfe sinken ließen und uns zuflüsterten: „Ich werde Dich bis zu meiner Sterbestunde nicht vergessen!“

Wie entzückend waren diese seltenen Wanderer mit ihrem kurzen Gruß und ihren gutmütigen Ge-



sichtern, und die vorüberschwimmenden, großen, stillen Rähne. Erinnerst Du Dich? Auf dem einen derselben stand ein Pferd und blickte nachdenklich in das unter seiner Nase wegfließende Wasser. Wie entzückend war das Flüstern der kleinen Wellen am Ufer und das Hundegebell in der Ferne auf dem spiegelglatten Fluß, und selbst das Geschrei des alten Unteroffiziers, welcher dort zur Seite rotwangige Rekruten exercierte mit ihren fest angepreßten Ellenbogen und ihren hoherhobenen Füßen . . .

Wir fühlten beide, daß es nichts Besseres auf der Welt giebt und geben wird, als diese Augenblicke, daß alles Übrige . . . Ach, es giebt hier keinen Vergleich! Genug! . . . Genug! . . . Ach ja! Genug!

XII.

Zum letztenmal habe ich mich diesen Erinnerungen hingegeben und für immer von ihnen Abschied genommen, wie der Geizhals, welcher zum letztenmal sich an seinem Geld und an seinen Schätzen ergötzt, ehe er sie mit feuchter Erde bedeckt; wie die

erlöschende Lampe vor einem Heiligenbild zum letztenmal hell aufflackert und dann sich mit kalter Asche bedeckt; wie das Wild zum letztenmal aus seinem Lager nach dem samtweichen Rasen, nach der Sonne, nach dem blauen, freundlichen Wasser blickt und dann sich im Dickicht verbirgt und einschläft. Wird ihm vielleicht im Traum die Sonne und der Rasen und das himmelblaue, freundliche Wasser erscheinen? —

— — — — —

XIII.

Streng und teilnahmslos führt jeden von uns das Schicksal, und nur in der ersten Zeit fühlen wir nicht seine harte Hand, weil wir mit Kleinigkeiten, mit uns selbst beschäftigt sind.

So lange man sich selbst betrügen kann und sich nicht schämt, zu lügen, kann man leben, ohne sich der Hoffnung zu schämen. Wirklichkeit, die unvollkommene Wirklichkeit, — von ihr kann nicht die Rede sein, aber selbst jene Unvollkommenheit, welche

uns erreichbar ist, — verschließt uns sogleich den Mund und bindet uns die Hände. —

Dann bleibt dem Menschen nur eins übrig, um auf den Füßen stehen zu bleiben und nicht in Trümmer zu fallen und nicht in Selbstvergessenheit und Selbstverachtung zu versinken: Nämlich, sich ruhig von allem abzuwenden und zu sagen: „Genug!“ und auf der leeren Brust die machtlosen Arme zu kreuzen und die letzte, allein noch ihm erreichbare Würde sich anzueignen, die Würde des Bewußtseins der eigenen Wichtigkeit, jene Würde, auf welche Pascal anspielte, indem er den Menschen ein denkendes Schilfrohr nannte und sagte, wenn das ganze Weltall es zerdrücken würde, so stände es, dieses Schilfrohr, immer noch höher, als das Weltall, weil es dessen bewußt wäre, daß letzteres es zerdrücke, während das Weltall dies nicht wüßte.

Eine schwache Würde! Ein trauriger Trost! So sehr Du Dich auch bemühest, daran zu glauben, — o, Du, wer Du auch seiest, mein armes Mitgeschöpf, — Du wirst jene drohenden Worte des Dichters nicht widerlegen können: „Unser Leben ist

nur ein flüchtiger Schatten, — es ist wie ein armseliger Schauspieler, der sich auf der Bühne eine Stunde lang zu brüsten sucht, — dann aber der Vergessenheit anheim fällt, — es ist wie ein Märchen, das von einem Wahnsinnigen erzählt wird, voll Lärm und Geschrei, aber keine Spur von Sinn hat. (Macbeth, Act 5.)

Indem ich Strophen aus Macbeth anführe, kommen mir jene Gespenster und Visionen ins Gedächtnis. Ach, es sind keine Traumgesichte, keine phantastischen, überirdischen, schrecklichen Kräfte! . . . Schrecklich ist nur, daß es nichts Schreckliches giebt, daß das Leben selbst kleinlich und armselig ist. Ist man von diesem Bewußtsein durchdrungen, hat man diesen Wermut kennen gelernt, so erscheint kein Honig mehr süß, — und selbst jenes höchste, süßeste Glück, das Glück der Liebe, der vollständigsten Annäherung, der unerschütterlichsten Ergebenheit, — selbst dieses verliert all seinen Reiz. Sein ganzer Wert wird vernichtet durch seine eigene Geringsfügigkeit und seine Kürze.

Nun ja . . . kaum hat der Mensch geliebt,

kaum ist er erglüht und träumt von ewiger Wonne, von unsterblichem Entzücken, — so ist auch schon lange keine Spur mehr von dem Wurm übrig, welcher die letzten Reste seiner vertrockneten Zunge verzehrt hat.

So ist's auch im späten Herbst, an einem frostigen Tage, wenn auf dem verwelkten Rasen und am Saume des kahlen Waldes alles weß und stumm ist! — Dann braucht nur die Sonne auf einen Augenblick aus dem Nebel hervor zu schauen auf die kalte Erde, — und sogleich erscheinen überall Fliegen. Sie spielen in den warmen Strahlen, spielen und verfolgen sich . . . Verbirgt sich dann die Sonne wieder, — so fallen die Fliegen nieder, wie ein leichter Regen und ihr kurzes Leben hat sein Ende erreicht.

XIV.

Aber sind das etwa keine großen Vorstellungen und große tröstende Worte: „Nationalität, Recht, Freiheit, Menschheit, Kunst?“

Ja, diese Worte existieren und viele Menschen leben durch sie und für sie. Aber dennoch scheint es mir, wenn Shafespeare aufs neue auf die Welt kommen sollte, so würde er keinen Grund haben, sich von seinem Hamlet, von seinem König Lear loszusagen, sein durchdringender Blick würde nichts Neues im menschlichen Leben entdecken, — sondern immer dasselbe bunte, und in Wirklichkeit zusammenhanglose Bild würde sich in seiner trostlosen Einförmigkeit vor ihm drehen! — Dieselbe Leichtgläubigkeit und dieselbe Grausamkeit, dieselbe Gier nach Blut, Gold, Schmutz! Dieselbe lasterhafte Vergnügungssucht, dasselbe unsinnige Leiden im Namen . . . nun, meinetwegen im Namen desselben Unsinns, welchen schon vor zweitausend Jahren Aristophanes verlacht hat, — dieser selbe grobe Röder, von welchem eben so leicht das vielköpfige Tier, die Menge, sich verlocken läßt, dieselben Kniffe der Gewalt, dieselben Gebräuche der Sklaverei, dieselbe Natürlichkeit des Unrechts! — Mit einem Wort, dieselben unruhigen Sprünge des Eichhörnchens auf demselben alten, nicht einmal erneuerten Rad . . .

Shakespeare würde wieder König Lear sein grausames „Es giebt keine Schuldigen!“ wiederholen lassen, — was mit anderen Worten bedeutet: „Es giebt auch keine Gerechte!“ Und er würde auch rufen: „Genug!“ Und würde sich auch abwenden.

Nur eins vielleicht: Im Gegensatz zu dem düsteren, tragischen Tyrannen Richard würde der ironische Genius des großen Dichters vielleicht einen anderen, mehr der Jetztzeit entsprechenden Typus eines Tyrannen zeichnen, welcher beinahe an seine eigene Tugend glaubt und ruhig die Nächte durchschläft, oder sich über sein zu sehr gewähltes Mahl beklagt, während seine halb zermalnten Opfer sich damit zu trösten suchen, daß sie sich ihn wie Richard III. vorstellen, umgeben von allen Gespenstern der von ihm Gemordeten.

Aber wozu?

Wozu beweisen, — wohl gar noch mit erhabenen Worten, mit runder und glatter Rede — wozu den Fliegen beweisen, daß sie nur Fliegen sind?

XV.

Aber die Kunst! . . . Die Schönheit! Nun ja, das sind starke Worte. Ich gestehe, sie sind viel stärker, als die anderen Worte, die ich oben angeführt habe. Die Venus von Milo ist unzweifelhafter, als das römische Recht, oder die Prinzipien der Revolution von 1789. Man könnte mir erwidern — und wie oft habe ich diese Erwiderung gehört — daß selbst die Schönheit etwas Relatives sei, daß die Chinesen sich dieselbe ganz anders vorstellen, als die Europäer

Aber nicht das betrübt mich, daß die Kunst relativ ist, sondern ihre Vergänglichkeit, ihre Verweslichkeit! Das ist's, was mir Vertrauen und Glaubensraubt. Die Kunst ist in einem gegebenen Augenblick, ich gebe es zu, stärker, als selbst die Natur, weil in dieser nichts von den Symphonien Beethovens, noch von den Bildern Ruysdaels, noch von den Gedichten Goethes zu finden ist, und nur stumpfe Pedanten oder unaufrichtige Schwäger noch von der Kunst als einer Nachahmung der Natur sprechen können. Aber

schließlich ist doch die Natur unerschütterlich. Sie hat nicht nötig, zu eilen, — früher oder später erreicht sie ihren Zweck. In unbewußtem und unbeugsamem Gehorsam vor den Gesetzen kennt sie weder Kunst, noch Freiheit, noch das Gute! Von ewigen Zeiten her bewegt sie sich und schreitet fort, sie duldet nichts Unsterbliches, nichts Unveränderliches . . . der Mensch ist ihr Kind, aber das Menschliche, das Künstliche ist ihr feindlich, eben, weil dasselbe sich bemüht, unveränderlich und unsterblich zu sein. Der Mensch ist ein Kind der Natur, aber sie ist die allgemeine Mutter, und bei ihr giebt es keine Bevorzugung. Alles, was auf ihrem Gebiete existiert, entstand nur auf Kosten eines anderen und muß zu seiner Zeit wieder einem anderen Platz machen. — Sie erschafft und vernichtet, ihr ist alles gleich: ob sie erschafft, ob sie vernichtet, — wenn nur der Tod nicht seine Rechte verliert . . . Und deshalb begräbt sie mit ihrem Moler eben so ruhig das göttliche Antlitz des Jupiters von Phidias, wie einen gewöhnlichen Block

und übergiebt sie der Vernichtung, wie die unschätzbaren Strophen von Sophokles.

Es ist wahr, die Menschen helfen ihr gierig in ihrem Zerstörungswerk. Aber hat sich etwa nicht dieselbe Elementarkraft, diese Kraft der Natur gezeigt in der Keule des Barbaren, welche unbewußt die strahlende Stirn Apollos zertrümmerte, oder in dem tierischen Geheul, mit welchem er das Gemälde des Apelles ins Feuer warf? Wie sollten wir arme Menschen, wir arme Künstler uns verständigen mit einer taubstummen, blindgeborenen Kraft, welche ihre eigenen Siege nicht feiert und alles verschlingend, immer, immer vorwärts schreitet? Wie sollten wir Stand halten gegen diese schweren, unendlich und unaufhaltfam sich fortbewegenden Wogen? Wie sollten wir endlich glauben an die Bedeutung und an den Wert jener vergänglichen Werke, die wir in der Finsternis, am Rande des Abgrunds, aus Staub nur für einen Augenblick bilden?

XVI.

Alles ist so „Aber nur das Vergängliche ist schön!“ sagte Schiller, und die Natur selbst bedarf im ununterbrochenen Spiel ihrer entstehenden und vergehenden Formen nicht der Schönheit. Schmückt nicht sie sorgfältig die vergänglichsten ihrer Kinder, die Blüten, die Flügel der Schmetterlinge mit so entzückenden Farben? Ist nicht sie es, die ihnen solche herrliche Formen verleiht?

Die Schönheit bedarf keines unendlichen Lebens, um ewig zu sein, — ein Augenblick genügt ihr.

So ist's! Zugestanden, das ist wahr, — aber nur dort, wo es keine Persönlichkeit, keinen Menschen, keine Freiheit giebt: Hier entsteht der glänzende Flügel des Schmetterlings immer wieder und tausend Jahre lang in denselben Formen, hier durchläuft alles streng und regelmäßig den Kreis der Notwendigkeit, — aber der Mensch wiederholt sich nicht, wie der Schmetterling, und ist die Arbeit seiner Hand, seiner Kunst, seiner freien Schöpfungs-

kraft einmal zerstört, so ist sie auf immer untergegangen! Ihm allein ist es gegeben, zu „erschaffen“, aber seltsam und schrecklich ist es zu sagen, — wir sind Schöpfer . . . nur für eine Stunde, — wie es einmal einen Kalifen auf eine Stunde gegeben haben soll.

Darin liegt unser Vorzug und unser Fluch. Jeder dieser Schöpfer ist nur er selbst, kein anderer und hat nur sein eigenes, ausschließliches Wesen, er ist geschaffen mit Vorbedacht und nach einem vorgezeichneten Entwurf. Jeder begreift mehr oder weniger unbestimmt seine Bedeutung und fühlt, daß er zu etwas Höherem, Ewigem geboren ist. — Und dennoch lebt er, und muß er leben im Augenblick und für den Augenblick.*) „Sitz im Schmutz, mein Lieber, und richte Dich auf zum Himmel!“

Die Größten unter uns sind eben diejenigen, welche tiefer, als alle anderen diesen unlöslichen

*) Wie sollte man hier nicht der Worte des Mephistopheles an Faust gedenken:

„Er (Gott) befindet sich in einem ewigen Glanze. Uns hat er in die Finsternis gebracht. — Und euch taugt einzig Tag und Nacht!“
(Anm. des Verf.)

Widerspruch erkennen, — aber es ist doch fraglich, ob hier die Worte „die Größten“ und „groß“ angebracht sind.

XVII.

Was aber soll man von jenen sagen, auf welche man mit dem besten Willen diese Namen nicht anwenden kann, auch nicht in der Bedeutung, welche ihnen die schwache, menschliche Zunge verleiht? — Was aber soll man von jenen Millionen Menschen, von jenen Mühseligen und Beladenen zweiter oder dritter Stufe sagen, wer sie auch sein mögen, Beamte, Gelehrte, Künstler, besonders Künstler? Wodurch soll man sie veranlassen, ihre stumme Faulheit, ihre weinerliche Verstandnislosigkeit abzuschütteln? Wie soll man sie wieder auf das Feld des Kampfes zurück führen, — wenn schon der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Menschlichen, an die Nutzlosigkeit jeder Thätigkeit, welche sich eine höhere Aufgabe stellt, als das tägliche Brod zu verdienen, sich in ihren Köpfen festgesetzt hat? Mit welchen Kränzen

soll man sie erfreuen, für welche Lorbeeren und Dornen gleich unbedeutend geworden sind? Warum sollen sie von neuem sich dem Gelächter der „kalten Menge“ oder dem Urteil eines Dummkopfes aussetzen? — Eines alten Dummkopfes, der ihnen nicht vergeben kann, daß sie sich von den früheren Götzenbildern abgewandt haben, — oder eines jungen Dummkopfs, welcher verlangt, daß sie sogleich mit ihm sich vor den neuen, eben erst entdeckten Idolen in den Staub werfen sollen? Warum sollen sie hier auf diesem Trödelmarkt der Wahnbilder gehen, wo der Händler und der Käufer einander gegenseitig betrügen, wo alles so laut und geräuschvoll, — und alles so armselig und schmutzig ist? Warum sollen sie „mit der Erschöpfung in den Knochen“ sich von neuem in diese Welt verwickeln, wo die Völker wie Bauernjungen an einem Feiertag sich im Schmutz balgen um einen Haufen leerer Nüsse, oder verwundert den Mund aufreißen über geringe Bilder mit Goldverzierungen, — in diese Welt, wo nur das ein zähes Leben hat, was kein Recht zum Leben hat, — und jeder sich mit dem eigenen Geschrei be-

täubend, frampfhaft nach einem unbekanntem und ihm unbegreiflichen Ziel strebt und eilt? Nein nein . . . Genug! . . . Genug! . . . Genug!

XVIII.

Der Rest ist Schweigen — — — — —

— — — — — 1864.



**Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Seherinnenschule des Lette-Vereins.**



D 970062

